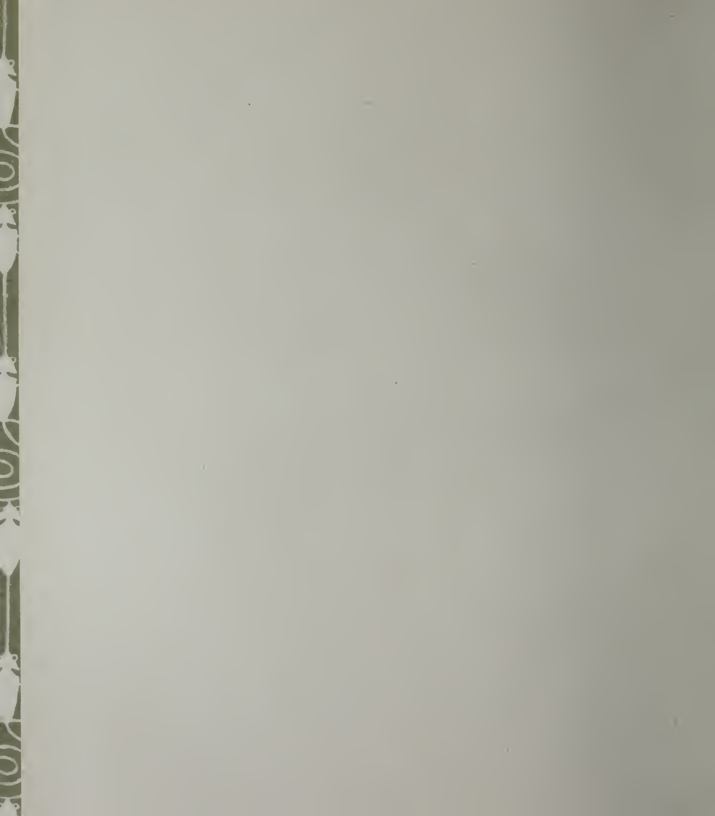
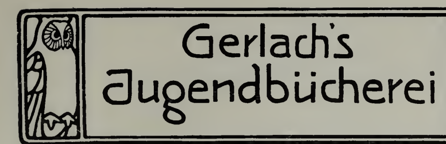


ROBINSON CRUSOE











Robinson Crusoe von Daniel Defoe.

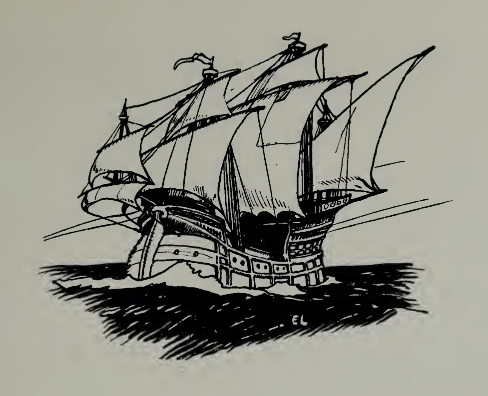
Nach dem englischen Original und älteren Übersetzungen bearbeitet von Professor Ludwig Tesar.

Bilder von Ernst Liebenauer.

Verlag von Gerlach & Wiedling.
Wien und Leipzig.



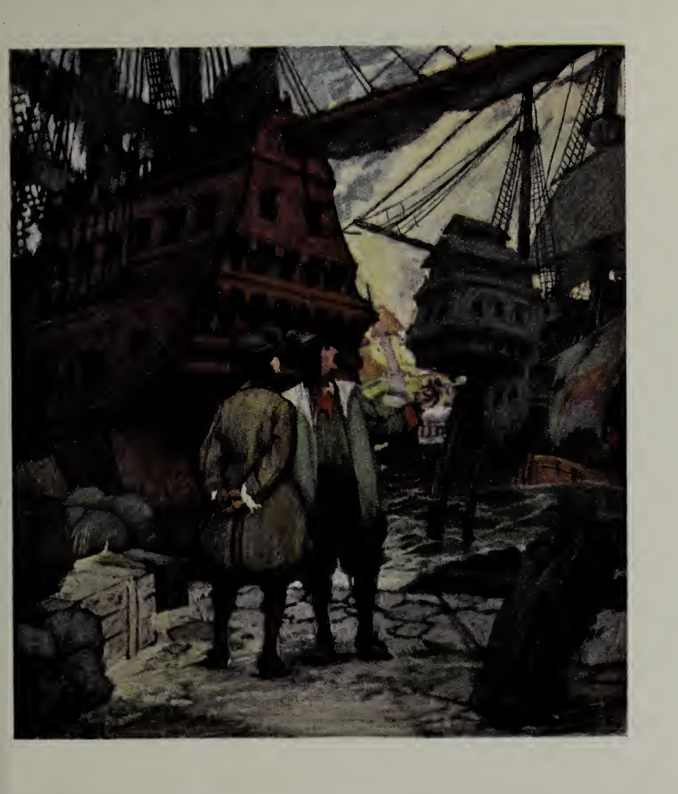
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V.



Robinſon Cruſoe.

Ich wurde im Jahre 1632 in der Stadt York geboren. Mein Vater war ein Fremder aus Bremen, der ſich zuerſt in Hull niederließ; nachdem er ſich durch ſeinen Handel ein Vermögen erworben hatte, ging er nach York, wo er den Handel niederlegte und meine Mutter heiratete, deren Anverwandte Robinſon hießen. Und von dieſen hieß ich Robinſon Cruſoe. Da ich der dritte Sohn in der Familie und zu keinem Gewerbe erzogen war, ſo kam mir die Luſt zum Herumſtreifen ſehr frühzeitig in den Kopf. Zwar hatte mich mein Vater, der mich der Rechtsgelehrſamkeit beſtimmte, alles lernen laſſen, was man bei Hausunterricht und in einer Freiſchule auf dem Lande gewöhnlich zu lernen pflegt — allein das war für mich nichts; ich wollte auf die See.

Mein Vater, ein weiser Mann, sah meinen Vorsatz und rief mich eines Morgens zu sich. Er sprach sehr warm mit mir. Er fragte mich, was ich denn wohl, außer einer wilden Neigung zum Herumschwärmen, für einen Grund hätte, sein Haus zu verlassen. Nur Leute in verzweifelten Umständen, sagte er mir, oder solche, die sich besonders auszeichnen wollten, gingen auf Abenteuer aus, um ihr Glück zu machen; dergleichen Dinge aber wären für mich entweder zu niedrig oder zu hoch. Für mich wäre der Mittelstand der geeignetste; von diesem wisse er aus langer Erfahrung auch, daß er der beste unter allen Ständen sei.
Er drang sehr ernstlich in mich, nicht als ein leichtsinniger junger Mensch zu handeln und mich in ein Elend zu stürzen, gegen welches die Natur und die Familie, der ich angehörte, mich gesichert zu haben schienen.
Schließlich sagte er, er habe nun seine Pflicht getan, habe mich getreulich gewarnt und habe also nichts zu verantworten.
Es war fast ein ganzes Jahr seit dieser Unterredung verstrichen, als ich eines Tages zufällig in Hull war und dort einen Kameraden antraf, der in seines Vaters Schiff nach London ging. Er redete mir mit den gewöhnlichen Lockungen der Seeleute zu, ihn zu begleiten; die Fahrt solle mich nichts kosten. Ich fragte weder Vater noch Mutter und ging davon. Es war der 1. September 1651, als ich an Bord des Schiffes kam. Niemals, glaub' ich, hat eines jungen Abenteurers Unglück früher begonnen und länger gedauert als das meinige.
Kaum war das Schiff aus dem Hafen, als schon ein fürchterlicher Sturm begann und die See sich zu erheben anfing. Da ich noch nie zur See gewesen war, wurde ich unbeschreiblich seekrank, und mein Gewissen, das damals noch nicht in dem Grade verhärtet war wie nachher, machte mir bittere Vorwürfe, daß ich allem Rat zu Trotz meine Pflicht gegen Gott und meinen Vater so sehr vernachlässigt hatte.
Diese guten Gedanken dauerten so lang wie der Sturm. Aber Tags darauf legte sich der Wind, die See wurde stiller und ich fing an, das Meer ein wenig gewohnt zu werden. Gleichwohl war ich auch diesen Tag über sehr ernsthaft und seekrank. Gegen die Nacht jedoch klärte sich das Wetter ganz



auf und die Sonne ging prachtvoll unter; gleich schön ging sie am nächsten Morgen auf und das Meer bot einen so reizenden Anblick, wie ich ihn später nie mehr gesehen hatte. Ich vergaß alle Reue und der alte Hang wurde wieder in mir wach.
Den sechsten Tag unserer Schiffahrt kamen wir auf die Reede der Stadt Yarmouth. Hier mußten wir, da uns der Wind entgegen war, sieben Tage vor Anker liegen.
Den achten Tag morgens nahm der Wind noch zu und wir hatten alle Hände voll zu tun, daß das Schiff so gut wie möglich gesichert bleibe. Gegen Mittag ging die See sehr hoch, mehrere Wogen stürzten in das Schiff und wir dachten schon ein paarmal, der Anker wäre im Grunde gewichen. Ich sah selbst auf den Gesichtern der Seeleute Angst und Schrecken. „Gott sei uns gnädig und barmherzig!" hörte ich sie verschiedene Male leise bei sich sagen.
Der Sturm heulte gräßlich. Ich lag, in dumpfe Bestürzung versunken, ausgestreckt im Raum der Matrosen. Ich vermag den Zustand meiner Seele nicht zu beschreiben. Als der Kapitän dicht neben mir ausrief: „Wir sind alle verloren!", ergriff mich schreckliches Entsetzen; ich lief hinaus und sah um mich. Noch nie hatte ein so grausenhafter Anblick meinen Augen sich dargestellt. Die See türmte sich gleich Bergen auf und jeden Augenblick schienen die empörten Wogen uns verschlingen zu wollen. Auf dem Meer ringsum entdeckte ich nur Jammer und Elend. Zwei schwer beladene Fahrzeuge, die in unserer Nähe vor Anker lagen, hatten ihre Masten gekappt. Unsere Leute schrien, ein drittes Schiff sei nicht weit von uns soeben vor Anker untergegangen. Zwei andere Schiffe trieben, von ihren Ankern losgerissen, ohne Masten und Segel auf gutes Glück außerhalb der Reede. Die leichten Fahrzeuge hatten geringere Not. Zwei oder drei von ihnen kamen dicht an uns vorbei; sie segelten mit wenig Leinwand vor dem Winde.
Gegen Abend baten ein Schiffsoffizier und der Hochbootsmann den Kapitän aufs inständigste, den vorderen Mast kappen zu lassen. Dieser wollte es anfangs nicht zugeben; er willigte erst ein, als ihm der Hochbootsmann



erklärte, das Schiff werde ſonſt unterſinken. Da der Maſt umgehauen war, erlitt aber das Schiff durch das Wanken des großen Maſtes ſo heftige Stöße, daß auch dieſer gekappt werden mußte.
Man kann leicht urteilen, in welchem Zuſtande ich mich als junger See-mann befand. Jedoch das Schlimmſte war noch nicht gekommen.
Der Sturm hielt mit ſolcher Wut an, daß die Matroſen ſagten, ſie hätten nie einen ärgeren geſehen. Zum Übermaß des Unglücks brüllte um Mitter-

nacht ein Mann, wir hätten ein großes Leck bekommen, und ein anderer schrie, das Wasser stände schon vier Fuß hoch unten im Raume. Nun wurde alles, was Hände hatte, zum Pumpen aufgefordert. Mein Herz zitterte in Todesangst, als ich das hörte, und ich fiel rücklings von der Seite meines Bettes, wo ich saß, in die Kajüte hinein. Die Leute hoben mich indessen auf und sagten mir, daß ich, wenn ich gleich vorher zu nichts nütze gewesen sei, jetzt doch so gut wie ein anderer pumpen könne. Ich raffte mich auf, eilte zur Pumpe und arbeitete aus Leibeskräften.
Wir strengten uns an, was wir konnten; allein da das Wasser dem-ungeachtet im Raume immer mehr wurde, so war es augenscheinlich, daß das Schiff untergehen mußte. Zwar begann der Sturm etwas nach-zulassen, das Schiff konnte sich aber kaum so lange über dem Wasser halten, bis wir es in einen Hafen hätten bringen können. Der Schiffer ließ daher Notschüsse geben und endlich wagte es ein leichtes Schiff, das den Sturm neben uns ausgehalten hatte, uns ein Boot zu Hilfe zu schicken. Nur mit der größten Gefahr konnten sich die Matrosen nähern. Aber es war unmöglich, daß sie bis an den Bord unseres Schiffes gelangten, und wir konnten keine Bewegung gegen sie machen. Ein letztes Mal strengten die Ruderer alle ihre Kräfte an, ihr Leben für die Erhaltung des unsrigen einsetzend, da glückte es unseren Leuten, ihnen vom Vorderteil des Schiffes ein langes Seil mit einer Boje zuzuwerfen. Mit vieler Mühe und Gefahr erfaßten sie es; wir zogen sie hierauf an uns, bis an das Hinterteil unseres Fahrzeuges, und stiegen in ihre Barke hinab. Vergebens wäre der Versuch gewesen, ihr Schiff zu erreichen; sowohl sie als auch unsere See-leute waren daher der Ansicht, die Barke vom Winde und von der Strömung treiben zu lassen, dabei aber so viel wie möglich nach der Küste zu rudern. Zugleich versprach unser Kapitän, wenn die Barke am Gestade zerschmettert werden sollte, ihren Schiffspatron dafür zu entschädigen. So kam denn — teils durch Rudern, teils von Wind und Strömung getrieben — unser kleines Fahrzeug in schräger Richtung vorwärts.
Es war kaum eine Viertelstunde vergangen, seitdem wir unser Schiff ver-lassen hatten, als wir es in die Fluten versinken sahen, und jetzt begriff



ich erst, was das heiße: „Untergehen". Aber ich gestehe aufrichtig, daß meine Augen müde waren und ich wenig zu unterscheiden vermochte, als die Matrosen mir sagten, das Schiff „gehe unter"; denn ich war von dem Augenblicke an, da ich in die Barke stieg — vielmehr, da man mich in diese brachte, ganz vernichtet vor Angst, Entsetzen und Furcht vor der Zukunft.

Unsere Leute ruderten fortwährend aus allen Kräften, um in die Nähe der Küste zu kommen.

Wenn die Wogen unser Boot so hoch emporhoben, daß wir das Ufer erblickten, konnten wir eine Menge Volkes wahrnehmen, die längs dem Strande hinlief, um uns zu Hilfe zu kommen, wenn wir nahe genug wären.



Endlich, nach vieler Mühe, gelang uns die Landung. Wir begaben uns zu Fuß nach Yarmouth, wo man uns, als Verunglückten, mit sehr vieler Menschlichkeit und Güte begegnete, und konnten nun entweder nach London gehen oder nach Hull zurückkehren.
Ich zog vor, nach London zu reisen, und hatte dort, wie schon unterwegs, manchen Kampf mit mir selbst, ob ich nach Hause zurückkehren oder zur See gehen sollte. Als ich aber eine geraume Zeit verweilt hatte, verlor sich nach und nach das Andenken der Not, bis ich endlich gar nicht mehr nach Hause dachte und mich nach einer neuen Reise umsah.
Ich geriet mit einem Schiffsherrn in Bekanntschaft, der auf der Küste von Guinea gewesen war und der, da er diese Reise mit dem glücklichsten Erfolg getan hatte, entschlossen war, noch einmal hinzugehen. Ich

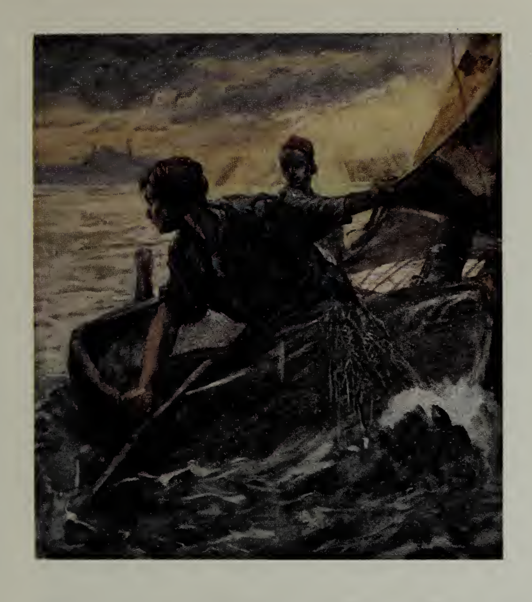
gefiel ihm sehr gut und er wollte mich als seinen Tischgenossen und Gesellschafter mitnehmen; auch riet er mir, einige Waren mitzupacken — vielleicht würde sich mir die Mühe lohnen.
Da der Kapitän ein ehrlicher Mann schien, nahm ich sein Anerbieten an. Die nötigen Pfund Geld brachte ich mit Hilfe einiger Verwandten zu stande, mit denen ich korrespondierte und die auch meinen Vater und meine Mutter zu einer Beihilfe bewegten.
Diese war die einzige Reise, von der ich sagen kann, daß sie in allem glücklich gewesen war. Ich hatte das ganz allein der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit meines Freundes, des Schiffers, zu danken; unter seiner Anleitung lernte ich alles, was ein Schiffsmann bedarf, und brachte großen Gewinn nach Hause.
So war ich ein Guineahändler geworden, und da mein Freund zu meinem größten Unglück bald nach unserer Rückkunft starb, beschloß ich, die Reise allein noch einmal zu machen. Ich begab mich auf dasselbe Schiff mit einem, der sein Steuermann auf der vorigen Reise gewesen war und nun sein Kommando erhalten hatte. Wir segelten schon mehrere Tage und hielten gerade gegen die kanarischen Eilande und das afrikanische Ufer, als wir in der Dämmerung eines Morgens plötzlich eines maurischen Korsaren gewahr wurden, der mit allen Segeln Jagd auf uns machte. Wir spannten, ihm zu entkommen, so viel Leinwand auf, wie wir hatten. Als wir aber fanden, daß der Seeräuber uns in wenigen Stunden einholen müßte, bereiteten wir uns zum Gefecht vor.
Gegen drei Uhr nachmittags hatte uns der Maure eingeholt. Unser Schiff hatte zwölf Kanonen, er achtzehn. Da er aus Versehen, anstatt quer hinter unserem Schiffe herumzulaufen, wie es seine Absicht gewesen sein mochte, uns in der Flanke angriff, so brachten wir acht unserer Kanonen auf diese Seite und gaben ihm eine volle Lage. Das hatte die Wirkung, daß er sich, nachdem wir unser Feuer wiederholt hatten, von dieser Seite hinwegmachte. Als er aber bald hernach uns auf der anderen Seite dicht an unserem Bord angriff, gelang es etwa neunzig Räubern, auf unser Schiff zu springen, wo sie alsbald anfingen, Deck und Tauwerk zusammenzuhauen. Wir

setzten ihnen mit kleinem Gewehr, halben Picken, Sprengkisten und dergleichen zu und brachten sie zweimal vom Verdeck herab. Schließlich überwältigten sie uns, ruinierten unser Schiff und verwundeten und töteten viele unserer Leute. Die übrigen wurden als Gefangene nach einem maurischen Hafen geschleppt.



Mein Zustand wurde nicht so schrecklich, als ich anfangs gefürchtet hatte; ich wurde nicht, wie die anderen, in das Land hinein an den Hof des Kaisers getrieben, sondern, da ich jung und zur Arbeit tauglich war, vom Kapitän der Räuber zu seinem Sklaven gemacht.

Ich hoffte, daß mein neuer Herr, wenn er wieder zur See ginge, mich mitnähme und es sich fügen könnte, daß er von einem spanischen oder portugiesischen Kriegsschiff gefangen und ich in Freiheit gesetzt würde. Allein



diese Hoffnung schwand gar bald; denn er ließ mich stets auf dem Lande zurück, damit ich in seinem Hause die Sklavenarbeit verrichtete.

Ich dachte an nichts anderes als an meine Flucht; freilich lange Zeit ohne die geringste Aussicht, sie verwirklichen zu können. Nach ungefähr zwei Jahren jedoch erfüllte mich ein neuer Dienst, den mir mein Gebieter zuwies, wieder mit Hoffnung. Da ich mich nämlich sehr geschickt zum Fischen anstellte, nahm er mich in sein Boot mit oder schickte mich mit einem Mauren, der sein Verwandter war, und einem kleinen Jungen allein aufs Meer, ihm ein Gericht Fische zu fangen.

Einmal, als wir an einem stillen Morgen fischten, erhob sich ein so dicker Nebel, daß wir das Ufer, obgleich wir nur eine halbe Meile von ihm entfernt waren, ganz aus dem Gesichte verloren. Wir ruderten immer zu,

ohne zu wissen wohin; wir arbeiteten den ganzen Tag und die ganze Nacht, und als der Morgen kam, fanden wir, daß wir uns wenigstens zwei Meilen vom Lande entfernt hatten. Indessen kamen wir doch endlich glücklich ans Ufer, obwohl der Morgenwind ziemlich scharf gegen uns zu wehen anfing. Unser Herr beschloß, durch diesen Unfall gewarnt, sich künftig besser vorzusehen und nie mehr ohne Kompaß und Proviant auf Fischfang auszufahren. Dieser Umstand kam mir später zu statten.
Einst hatte sich mein Herr vorgenommen, mit einigen Mauren von Stand auszufahren, und deshalb einen größeren Vorrat von Lebensmitteln und Vogelflinten mit Pulver und Schrot in der Nacht auf das Boot geschickt. Ich machte alles, was er mir befohlen hatte, und wartete am Morgen auf ihn mit dem Boote, das ich ganz rein ausgewaschen und mit Flaggen und Wimpeln geschmückt hatte, so daß es an nichts zur guten Aufnahme seiner Gäste fehlte. Indes, mein Herr kam ganz allein und sagte mir, seine Freunde hätten ihm, Geschäfte wegen, die Spazierfahrt abgesagt, ich sollte aber mit dem Mauren und dem Jungen hinausfahren, um Fische für den Abend zu fangen, weil seine Gäste bei ihm essen wollten.
Mir schossen meine Gedanken an die Flucht durch den Sinn, denn ich sah, daß ich mich leicht zum Herrn des kleinen Schiffes machen könnte. Sobald daher mein Gebieter fort war, traf ich alle Anstalten zu einer Reise, von der ich allerdings nicht wußte, wohin sie mich führen würde. Meine erste Sorge war, wie ich den Mauren dazu bringen könnte, mir noch mehr Proviant zu verschaffen. Ich sagte ihm, es gezieme sich nicht für uns, vom Proviant unseres Herrn zu essen. Das schien ihm glaubhaft und er holte Zwieback und frisches Wasser. Ich wußte, wo der Flaschenkorb unseres Herrn stand, und brachte die Flaschen, während der Maure am Land war, so auf das Boot, als ob sie schon vorher darin gewesen wären. Auch schleppte ich einen großen Klumpen Wachs von ungefähr einem halben Zentner Gewicht, ferner einen großen Knäuel Bindfaden, ein Beil, eine Säge und einen Hammer ins Fahrzeug. Dann drehte ich dem Mauren noch eine Nase. „Muley," sagte ich ihm, „unseres Patrons Flinten sind alle an Bord, es fehlt nur Pulver und Schrot; willst du es

nicht verschaffen? Wir könnten vielleicht einige Seevögel für uns schießen. Ich weiß, daß unser Herr beides im großen Schiffe hat." Der Maure ging und brachte wirklich einen großen ledernen Beutel mit Munition in das Boot. Ich selbst hatte in der Kajüte etwas Pulver gefunden, das ich in eine der großen Flaschen im Korbe füllte, die leer war. Und so segelten wir, mit allem Notwendigen versehen, aus dem Hafen hinaus. Das Kastell am Eingang des Hafens wußte schon, wer wir waren, und hielt uns nicht auf. Kaum eine Meile vom Hafen ließen wir das Segel fallen und setzten uns zum Fischen nieder.

Nachdem wir einige Zeit gefischt und nichts gefangen hatten, meinte ich, daß so unser Herr keine Fische bekäme, wir müßten uns weiter weg vom Lande begeben. Der Maure, der keinen Argwohn hegte, war einverstanden und wir zogen das Segel wieder auf. Ich stand am Steuerruder und brachte das Boot fast eine Meile weiter hinaus in die See; dann drehte ich es, als wenn ich nun wieder fischen wollte. Ich gab dem Jungen das Steuerruder, ging nach vorne zum Mauren, tat, als ob ich mich nach etwas hinter ihm bückte, packte ihn aber unversehens unter den Knien und warf ihn über Bord. Er kam im Augenblick wieder in die Höhe, denn er schwamm vorzüglich, und bat mich, ihn wieder ins Boot zu nehmen. Er versicherte mir, er wolle mit mir bis an das Ende der Welt gehen. Dabei schwamm er so stark dem Boote nach, daß er es bei dem schwachen Wind wohl bald erreicht hätte. Ich nahm daher meine Vogelflinte und rief ihm zu: „Du kannst gut genug schwimmen, um das Ufer zu erreichen, und die See ist still. Mach' dich also an das Land und es soll dir von mir nichts geschehen; kommst du mir aber an das Boot, so schieße ich dich vor den Kopf. Meine Freiheit muß ich erlangen." Er kehrte nun um und schwamm auf das Ufer zu, das er sicher erreicht haben wird.

Als er fort war, wandte ich mich zu dem Jungen, der Hury hieß, und sagte ihm, wenn er getreu sein wolle, werde ich einen großen Mann aus ihm machen; er müsse mir aber den Gehorsam bei seines Vaters Barte schwören, sonst müßte ich ihn auch ins Meer werfen. Der Junge lächelte mich so unschuldig an, daß ich kein Mißtrauen hegte und seinem Schwur,

mich nicht zu verraten und mit mir bis ans Ende der Welt zu gehen, Glauben schenkte.
Solang mich der schwimmende Maure noch sehen konnte, steuerte ich das Boot geradeaus, um ihn irre zu führen; wie es aber dunkel wurde, änderte ich meinen Kurs.
Vor den Mauren war mir schrecklich bange; ich fürchtete so sehr, wieder in ihre Hände zu gelangen, daß ich, ohne an das Land zu gehen oder mich vor Anker zu legen, unausgesetzt fünf Tage segelte. Endlich ankerte ich an der Mündung eines Flusses. Ich kannte die Gegend nicht und sah keinen Menschen. Ich wünschte auch niemand zu sehen. Frisches Wasser war das einzige, was ich wollte und was ich nicht länger entbehren konnte. Wir liefen also in den Schlupfhafen ein, entschlossen, sowie es finster sein werde, schwimmend das Land zu erreichen und die Gegend zu erforschen. Sobald es jedoch völlig dunkel geworden war, vernahmen wir ein so furchtbares Gebell, Geheul und Gebrüll wilder Tiere, deren Gattung wir nicht kannten, daß der arme Junge vor Schrecken beinahe gestorben wäre und mich flehend bat, vor Tagesanbruch ja nicht ans Land zu gehen.
„Wohlan, Hury," sagte ich zu ihm, „ich will deinen Wunsch erfüllen; aber wer weiß, ob wir nicht bei Tag Menschen antreffen, die noch weit mehr zu fürchten sind als Löwen?"
„Dann schießen wir auf sie," versetzte Hury, „damit sie entfliehen." Er sprach nämlich etwas englisch; er hatte es von mir und anderen Sklaven gelernt.
Ich freute mich, eine solche Entschlossenheit an dem Knaben wahrzunehmen. Übrigens war seine Ansicht richtig und ich pflichtete ihr deshalb bei.
Wir warfen unseren kleinen Anker aus und blieben im Boot; aber wir schliefen nicht, denn wir sahen zwei bis drei Stunden lang lebende Wesen von ungeheuerer Größe und verschiedener Gattung, welche das Gestade hinabliefen, dem Wasser zueilten, und, um ihre Glieder abzukühlen, sich darin wuschen und herumwälzten. Sie stießen dabei ein so fürchterliches Gebrüll und Geheul aus, daß ich in meinem Leben nichts Ähnliches gehört habe.

Hury erbebte vor Schrecken und ich gestehe, daß es mir nicht viel leichter zu Mute war; allein wir entsetzten uns noch weit mehr, als wir merkten, daß eines dieser ungeheueren Geschöpfe auf unser Boot losschwamm. Wir konnten es zwar nicht sehen, konnten aber aus seinem Schnauben erkennen, daß es ein riesenhaftes wildes Tier sein mußte. Hury behauptete, es sei ein Löwe; er mochte wohl recht gehabt haben. Der arme Junge bat mich, die Anker zu lichten und aus Leibeskräften davon zu rudern.

Er hatte kaum ausgesprochen, als ich das Tier in einer Entfernung von zwei Ruderlängen erblickte, was mich allerdings überraschte. Ich sprang sogleich an den Eingang der Kajüte, ergriff meine Flinte und schoß nach der Bestie. Sie drehte sich einigemal im Kreise herum und schwamm dem Ufer wieder zu.

Unbeschreiblich war der Tumult, das zornige Geschrei und Geheul, welches sich auf den Knall meines Schusses sowohl am Rande des Gestades als auch landeinwärts erhob. Ich schloß mit gutem Grunde daraus, daß diese Tiere noch nie so etwas gehört hatten. Und neuerlich überlegte ich, daß wir nicht wohl daran tun würden, bei Nachtzeit ans Land zu gehen, bedachte aber auch, wie gefährlich es werden könnte, am Tage sich dahin zu wagen. Den Wilden in die Hände zu fallen war für uns nicht minder schrecklich, als in die Klauen der Löwen und Tiger zu geraten; wenigstens hatten wir vor beiden Gefahren gleich große Angst.

Indessen, wir sahen uns in jedem Falle genötigt, an irgend einer Stelle süßes Wasser einzunehmen, denn wir hatten kaum mehr einige Schoppen an Bord; aber wann und wo — darin lag die Schwierigkeit.

Da sagte mir Hury, wenn ich ihn am Morgen mit einem der Schiffskrüge ans Land lassen wolle, so sei er entschlossen, nach Wasser sich umzusehen und mir welches zu bringen. Ich fragte ihn, warum er dorthin gehen und nicht lieber in der Barke bleiben wolle; ich würde mich dann selbst ans Land begeben.

Mit einer Anhänglichkeit, um derentwillen ich ihn von jetzt an herzlich lieb gewann, antwortete mir der Kleine: „Wenn die wilden Menschen kommen, so werden sie mich fressen und ihr könnt entfliehen."

„Brav, Hury," rief ich aus, „wir wollen beide hingehen und die wilden Menschen umbringen; sie sollen weder dich noch mich fressen."

Als es licht wurde, zogen wir das Boot so nahe an den Strand, als wir es für gut fanden, und stiegen ans Land. Wir nahmen unsere Gewehre und zwei Schiffskrüge für Wasser mit.

Ich hütete mich wohl, mich so weit vom Strande zu entfernen, daß ich unser Boot aus dem Gesichte verloren hätte; denn ich befürchtete, es könnten etwa Wilde auf Kähnen den Fluß hinabfahren. Der Kleine hatte in einiger Entfernung landeinwärts eine Niederung entdeckt und lief darauf zu; allein er kam bald wieder zu mir zurück.

In der Meinung, er werde vielleicht von einem Wilden verfolgt oder ein grimmiges Tier habe ihn in Schrecken gesetzt, eilte ich ihm zu Hilfe. Als ich ihm jedoch nahe genug gekommen war, entdeckte ich, daß etwas von seiner Schulter hing; es war ein Tier, auf welches er geschossen und das große Ähnlichkeit mit einem Hasen hatte, nur daß die Farbe verschieden war und die Beine länger waren.

Dieser Fang erfreute uns höchlich, denn er war ein köstlicher Braten; was aber den braven Hury am meisten vergnügte, war die Nachricht, die er mir brachte, daß er sehr gutes Wasser gefunden und keinen Wilden angetroffen habe.



Wir füllten unsere Krüge und ließen uns das erlegte Wild vortrefflich schmecken. Dann schickten wir uns zum Rückwege an, ohne die geringste Spur menschlicher Wesen entdeckt zu haben.

Da ich schon eine Reise an diese Küste gemacht hatte, so wußte ich sehr gut, daß ich nicht weit von den Kanarischen Inseln und jenen des

Grünen Vorgebirges entfernt sein konnte; allein es fehlte mir an den nötigen Instrumenten, um die Höhe und die Breite zu ermitteln, in welcher wir uns befanden. Auch wußte oder erinnerte ich mich nicht genau, in welcher Breite diese Inseln gelegen seien, und konnte sie folglich nicht aufsuchen. Ich wollte mich daher an der Küste halten, bis ich an jenem Teile von ihr angelangt wäre, wo die Engländer Handel treiben; in der Hoffnung, dort eines ihrer Handelsschiffe anzutreffen, das uns beistehen und an Bord nehmen werde.
Auf einer Strecke von beinahe hundert Meilen der Küste sahen wir an den folgenden Tagen nichts weiter als wildes, ödes Land und hörten in den Nächten nur das Heulen und Brüllen der wilden Tiere.
Ich war noch einige Male zum Landen genötigt, um Wasser einzunehmen. Eines Morgens legten wir uns sehr früh an einer kleinen, ziemlich hohen Landspitze vor Anker und, da gerade die Zeit der Flut begann, warteten wir ruhig ab, bis sie uns dem Lande näher bringen werde.
Hury, der ein wachsameres Auge als ich hatte, rief mich leise und sagte, wir würden wohl besser tun, uns vom Strande zu entfernen. „Betrachtet nur dort", fügte er hinzu, „jenes schreckliche Ungeheuer, das auf dem Abhange dieses Hügels ausgestreckt liegt und tief zu schlafen scheint."
Ich richtete meinen Blick nach der bezeichneten Stelle und sah in der Tat ein Ungeheuer. Es war ein mächtiger, fürchterlicher Löwe, der sich auf dem Abhang des Gestades unter dem Schatten einer Felsenmasse gelagert hatte, die über seinem Haupte gleichsam hing.
„Hury," sprach ich, „steig ans Land und bring das Untier um!" Erschrocken versetzte er: „Ich es umbringen? Es würde mich ja auf einen Bissen verschlingen!"
Ich forderte den Knaben nicht weiter auf, sondern befahl ihm nur, sich ruhig zu verhalten. Ich nahm unsere stärkste Flinte, tat eine tüchtige Ladung Pulver nebst zwei Stangenposten hinein und setzte sie auf den Boden; hierauf lud ich eine andere mit zwei Kugeln und endlich die dritte, denn wir hatten deren gerade so viel, mit fünf Rehposten.
Ich zielte jetzt mit der ersten so scharf wie möglich nach dem Kopfe des Löwen. Weil er sich aber so niedergelegt hatte, daß sich eine seiner Tatzen

etwas über seinem Maule befand, so fuhren die Stangenposten nahe an dem Knie in sein Bein und zerschmetterten ihm den Knochen.
Er fuhr brummend auf. Weil aber sein Bein gebrochen war, stürzte er wieder nieder. Er erhob sich nun auf drei Beinen und stieß ein furchtbares Gebrüll aus.
Ich war überrascht. Ich ergriff mein zweites Gewehr und gab abermals Feuer auf ihn, obgleich er sich bereits zu entfernen begann. Jetzt traf ich ihn in den Kopf und hatte die Freude zu sehen, wie er schweigend niedersank und sich im Todeskampfe ausstreckte. Meinem Hury wuchs der Mut und er bat mich um Erlaubnis, ans Land zu gehen. „Gut," sprach ich, „ich gestatte es dir."
Der Knabe sprang ins Wasser. Er hielt in der einen Hand eine kleine Flinte und schwamm mit Hilfe der andern ans Gestade. Er näherte sich dem Löwen, setzte ihm den Lauf des Gewehres ans Ohr und schoß es ihm in den Kopf ab, worauf das Tier verschied.
Das war allerdings eine Jagd gewesen, aber sie lieferte uns kein Wildbret. Ich ärgerte mich nun, daß ich drei Ladungen Kugeln und Pulver an ein Geschöpf gewendet hatte, das uns von gar keinem Nutzen war. Hury hätte jedoch gerne etwas von dem Tiere mitgenommen; er schwamm daher an Bord und verlangte das Beil von mir.
„Was willst du damit anfangen, Hury?" — „Ich will ihm den Kopf abhauen." Er konnte aber damit nicht zurecht kommen und begnügte sich, eine Tatze abzuhauen, die er mir brachte; sie war von außerordentlicher Größe.
Ich überlegte, daß die Haut auf die eine oder die andere Weise von einigem Werte für uns sein könnte, und beschloß, sie womöglich abzuziehen. Ich ging mit Hury sogleich ans Werk, wobei er sich jedoch als weit geschickterer Arbeiter zeigte.
Diese Beschäftigung nahm den ganzen Tag in Anspruch. Als wir endlich fertig waren, spannten wir die Haut auf dem Dache unserer Kajüte aus. Nach zwei Tagen hatte die Sonne sie vollkommen getrocknet. Ich bediente mich ihrer nun als Lagerstätte.

Nach dieser Rast segelten wir zehn bis zwölf Tage unaufhörlich in südlicher Richtung, gingen dabei recht sparsam mit unserem Mundvorrate um, der sehr abzunehmen begann, und stiegen nicht öfter ans Land, als es gerade nötig war, um Wasser zu holen.
Ich hatte die Absicht, in die Nähe des Grünen Vorgebirges zu kommen, wo ich irgend ein europäisches Fahrzeug anzutreffen hoffte. Im entgegengesetzten Falle wußte ich in der Tat nicht, wohin ich mich wenden sollte; ich hätte denn die Inseln draußen im weiten Meer aufsuchen oder unter den Negern meinen Tod finden müssen.
Nachdem ich ungefähr noch zehn Tage meine Reise fortgesetzt hatte, begann ich wahrzunehmen, daß die Küste bewohnt sei. Und wir erblickten auch wirklich an zwei oder drei Stellen, bei denen wir vorüberkamen, Menschen, die am Gestade stehen blieben, um uns zu betrachten; wir konnten sogar unterscheiden, daß sie ganz schwarz und völlig nackt waren.
Ich bekam Lust, zu ihnen ans Land zu steigen. Hury warnte mich, es zu tun. Unaufhörlich rief er aus: „Nicht gehen, nicht gehen!"
Doch ich hielt das Schiff immer näher am Gestade, um mit den Leuten, die mir nachgingen, wenigstens reden zu können. Ich bemerkte, daß sie unbewaffnet seien, mit Ausnahme eines einzigen, der einen langen, dünnen Stab trug. Hury versicherte, er sei eine Lanze, welche die Wilden mit großer Geschicklichkeit auf eine weite Strecke zu werfen verstünden. Ich blieb daher in entsprechender Entfernung, suchte mich ihnen aber, so gut es gehen wollte, durch Zeichen verständlich zu machen; besonders um von ihnen etwas zu essen zu erhalten.
Sie gaben mir zu verstehen, ich sollte mein Boot anhalten; dann wollten sie mir einige Lebensmittel herbeiholen. Ich nahm mein Segel ein und hielt nahe an der Küste still. Zwei von den Negern liefen jetzt landeinwärts.
In weniger als einer halben Stunde kamen sie zurück und brachten zwei Stücke dürres Fleisch und Korn mit, Erzeugnisse jener Gegend. Hury und ich wußten nicht, was wir davon halten sollten; wir hätten die Eßwaren gar zu gern in Empfang genommen, waren aber in großer Verlegenheit, wie dieses anzufangen sei. Ich wagte es nicht, mich zu ihnen ans Land

zu begeben; sie dagegen waren nicht minder über unsere Erscheinung erschrocken.

Sie verfielen endlich auf ein sinnreiches Auskunftsmittel für uns alle. Sie legten die mitgebrachten Eßwaren am Strande nieder und zogen sich dann auf eine große Entfernung zurück, bis wir jene eingeschifft hatten; darauf näherten sie sich uns wieder.

Da wir ihnen gar nichts als Tausch anzubieten hatten, so gaben wir ihnen durch Zeichen unsere Dankbarkeit zu erkennen. Plötzlich zeigte sich aber eine vortreffliche Gelegenheit, ihnen einen Dienst zu erweisen. Während wir nämlich noch an der Küste still lagen, stürzten zwei ungeheuere Tiere, die einander wütend verfolgten, von den Bergen herab.

Ich konnte unmöglich unterscheiden, ob das eine ein Männchen war, das sein Weibchen verfolgte, und ob diese Erscheinung zu den gewöhnlichen oder zu den außerordentlichen gehörte. Ich war jedoch eher geneigt, das letztere zu glauben, weil sich diese gefräßigen Tiere immer nur des Nachts zeigen und weil wir bemerkten, daß die herbeigelaufene Menschenmenge, besonders die Frauen, sehr darüber erschraken. Nur der Mann mit der Lanze ergriff nicht, wie alle übrigen, die Flucht, als er die beiden Tiere gewahr wurde. Diese liefen gerade auf das Meer zu, ohne daß sie Lust gezeigt hätten, sich über einen der Neger zu werfen; sie stürzten sich in die Fluten und schwammen hin und her, als ob sie bloß zu ihrem Vergnügen gekommen wären.

Endlich kam eines dieser Tiere meinem Fahrzeuge näher, als ich es anfänglich vermutet hatte. Ich war freilich auf meiner Hut gewesen und hatte meine Muskete so schnell wie möglich geladen und Hury den Befehl erteilt, ein gleiches mit den beiden anderen Gewehren zu tun.

Sobald sich das Tier nahe genug befand, gab ich Feuer und traf es mitten in den Kopf. Es tauchte augenblicklich unter, kam aber gleich wieder in die Höhe und fuhr so abwechselnd fort, als ringe es mit dem Tode. Das war auch wirklich der Fall; denn als es nachher dem Strande zuschwamm, verschied es in dem Augenblicke, da es ihn erreichte.

Unbeschreiblich war das Erstaunen der Leute, als sie das Blitzen meines



Gewehres sahen und den Knall vernahmen. Einige wären beinahe vor Schrecken gestorben und fielen aus Angst wie tot zur Erde nieder. Da sie aber sahen, daß ich das Tier tödlich getroffen hatte, und da ich ihnen durch Zeichen begreiflich machte, sie möchten wieder an den Strand kommen, faßten sie Mut, näherten sich und begannen das Tier aufzusuchen.
Das Blut, von welchem sich das Wasser rötete, verriet ihnen seine Spur; vermittels eines Seiles, womit ich es umschlang und welches ich den Negern zuwarf, zogen sie es ans Land. Es war ein prächtiger, sehr schön gefleckter Leopard.

Vor Verwunderung und Erstaunen über das feurige Ding, womit ich das Tier umgebracht hatte, schlugen die Neger jetzt einmal über das anderemal die Hände zusammen.

Erschreckt durch den Blitz und Knall meiner Flinte, hatte das andere Tier schwimmend den Strand erreicht und floh dann in größter Schnelligkeit den Bergen zu, von denen es hergekommen war. Wegen der großen Entfernung vermochte ich nicht zu erkennen, welcher Tiergattung es angehörte. Ich bemerkte bald, daß die Neger Lust bezeigten, das Fleisch des Leoparden zu verzehren; daher wollte ich es ihnen zum Beweise meiner Gunst anbieten. Als ich ihnen durch Zeichen zu verstehen gegeben hatte, sie könnten es ungehindert nehmen, waren sie mir sehr dankbar dafür.

Sie machten sich sofort an die Arbeit und zogen dem Leoparden mit einem scharfen Stück Holze in solcher Geschwindigkeit das Fell ab, als man es kaum mit einem Messer zu tun im stande gewesen wäre.

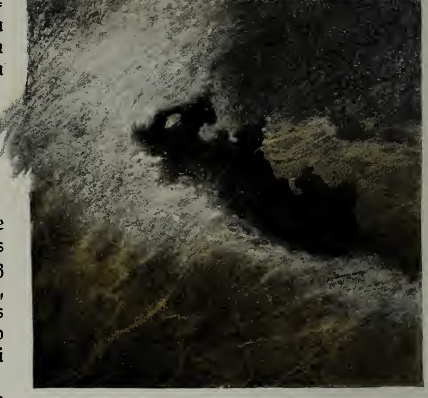
Sie boten mir von dem Fleische an; ich lehnte aber ihr Anerbieten ab, indem ich mich stellte, als wollte ich es ihnen ganz überlassen; dagegen begehrte ich das Fell, welches sie mir auch mit großer Bereitwilligkeit gaben. Außerdem brachten sie mir noch eine ansehnliche Quantität ihrer Lebensmittel, die ich annahm, obgleich sie mir unbekannt waren. Hierauf bedeutete ich ihnen durch Zeichen, daß ich Wasser zu haben wünschte. Ich zeigte ihnen einen meiner Schiffskrüge und stürzte ihn zugleich um, um ihnen begreiflich zu machen, daß er leer sei.

Sie riefen gegen einige der ihrigen, die weiter hinten standen, und es kamen zwei Weiber, die ein großes irdenes Gefäß brachten, welches, wie ich vermute, an der Sonne gebrannt worden war. Sie setzten es, auf ähnliche Weise wie es vorhin geschah, für mich am Strande nieder. Ich schickte Hury mit meinen Schiffskrügen dahin und er füllte sie alle drei.

Ich war nun mit Wasser, Wurzeln und Korn versehen und nahm Abschied von den guten Negern. Ich setzte, ohne dem Ufer zu nahe zu kommen, meine Reise wieder elf Tage fort, als ich endlich eine Landspitze vor mir erblickte, die ungefähr vier bis fünf Stunden weit in den Ozean hineinragte. Da die See sehr ruhig war, suchte ich das Weite zu gewinnen, um diese Spitze zu umsegeln.

Als ich in etwa zwei Stunden Entfernung von der Küste um die Landspitze schiffte, erblickte ich auf der entgegengesetzten Seite deutlich Land. Ich schloß mit gutem Grunde daraus, daß ich auf einer Seite das Grüne Vorgebirge und auf der anderen die Inseln hatte, die ihm ihren Namen verdanken. Sie lagen jedoch noch weit von mir entfernt und ich war nicht recht einig mit mir, was ich beginnen sollte; denn hätte mich ein Windstoß ergriffen, so würde es mir unmöglich gewesen sein, sie oder das Vorgebirge zu erreichen.
Unschlüssig und in Gedanken versunken, trat ich in die Kajüte und setzte mich nieder, als Hury, der am Steuerruder saß, mir plötzlich zurief: „Mein Gebieter! ein Schiff mit einem Segel!"
Das arme Naturkind war außer sich vor Schrecken, denn es glaubte steif und fest, das Schiff gehöre seinem Herrn und sei ausgesendet worden, um Jagd auf uns zu machen; wogegen ich sehr wohl wußte, daß er uns nichts mehr anhaben konnte.





Ich nahm mit allen meinen Kräften den Weg in die See hinaus, um dem Schiffe ein Zeichen geben zu können. Lange Zeit schien jede Anstrengung vergebens und schon hatte ich die Hoffnung fast aufgegeben, als sie uns doch entdeckten und ihre Segel einzogen, um uns zu erwarten. Ich schoß zum Zeichen meiner Not, worauf sie ihren Kurs auf mich zu hielten, so daß ich in ungefähr drei Stunden bei ihnen war. Die Matrosen riefen mich in verschiedenen Sprachen an, bis ich endlich einen Schotten verstand und ihm Antwort geben konnte. Nachdem ich mein Geschick kurz erzählt, nahmen sie uns an Bord sehr gütig auf. Es war ein portugiesisches Schiff.

Meine Freude, mich aus meiner verzweifelten Lage befreit zu sehen, war unbeschreiblich groß und ich beeilte mich, dem Kapitän des Schiffes zum Danke dafür alles anzubieten, was ich besaß. Doch der großmütige Mann widersprach mir. Er sagte: „Ich habe Ihnen das Leben gerettet, weil ich in einem ähnlichen Fall auch sehr froh wäre, wenn man mir den gleichen Dienst erwiese. Und wer kann wissen, ob die Vorsehung nicht beschlossen hat, mich über kurz oder lang in eine solche Lage zu versetzen. Da ich Sie übrigens nach Brasilien führe, das von Ihrem Vaterland weit entfernt ist, würden Sie dort Hungers sterben, wenn ich mir Ihre Habseligkeiten zueignen wollte. Nein, mein Herr Engländer, Sie sind mein Gast, Ihre Habe

brauchen Sie selbst." Ja, der Kapitän verbot den Matrosen aufs strengste, etwas von meinem Eigentum anzurühren, und nahm alle meine Sachen unter seine Aufsicht. Mein Boot und die Tierhäute aber kaufte er mir ab und bat schließlich, ich möchte ihm meinen Jungen überlassen. Da dieser gerne zu ihm wollte, der Kapitän mir auch eine Verschreibung gab, den Jungen in zehn Jahren freizulassen, so willigte ich ein.

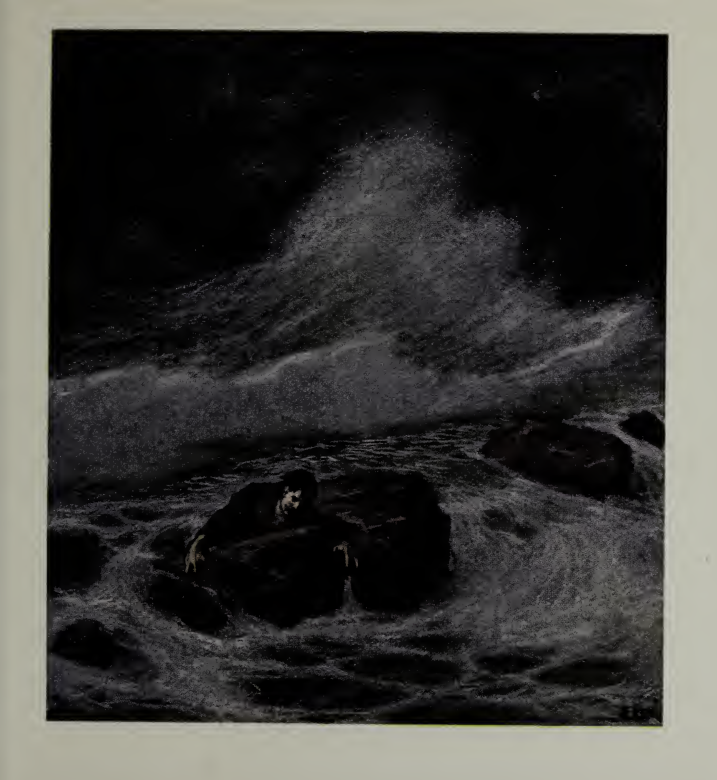
Wir hatten glückliche Reise und waren in etwa zweiundzwanzig Tagen in Brasilien, wo ich das Schiff verließ. Der Kapitän empfahl mich einem Manne, der ebenso ehrlich wie er selbst war. Dieser besaß eine Plantage und ich bekam Lust, gleichfalls ein Pflanzer zu werden; denn ich sah, daß man durch Zuckerpflanzen binnen kurzem reich werden konnte. Bald verstand ich auch die Art und Weise des Betriebes und kaufte nun so viel Land, als um mein Geld zu bekommen war.

Wieder schien ich vom Glück begünstigt; denn meine Plantage gedieh sehr gut und ich wurde ein angesehener Mann, der Bekannte und Freunde sowohl unter den Ansässigen als auch in der Umgebung hatte. Oftmals erzählte ich von meinen Reisen und meinen Erfahrungen. Aufmerksam lauschten dann alle meinen Worten, besonders wenn ich von den Negern und deren Verwendung zu Sklavendiensten redete.

Von diesen Dingen hatte ich wieder einmal ernsthaft mit einigen Kaufleuten und Pflanzern gesprochen, als am nächsten Morgen drei von ihnen zu mir kamen und sagten, sie wollten mir insgeheim einen Vorschlag machen. Sie ließen sich von mir Stillschweigen geloben und gestanden mir dann, sie hätten Lust, ein Schiff nach Guinea auszurüsten; sie alle besäßen Plantagen so gut wie ich und hätten an nichts so sehr Not als an Negersklaven. Sie fragten mich, ob ich als ihr Bevollmächtigter das Schiff leiten wollte.

Trotzdem ich eine Pflanzung hatte, welche auf dem besten Wege war, sich zu vergrößern, sagte ich zu — freilich unter der Bedingung, daß sie während der Reise für meinen Besitz sorgten. Sie versprachen mir das urkundlich. Ich setzte ein Testament auf und machte für den Fall meines Todes den Kapitän, meinen Lebensretter, zum Haupterben.

Das Schiff wurde ausgerüstet und am 1. September 1659, gerade an dem Tag, an dem ich vor acht Jahren vom Elternhause weggelaufen war, ging ich an Bord.
Das Schiff führte sechs Kanonen; seine Bemannung waren vierzehn Mann, der Kapitän, ein Schiffsjunge und ich. Die Ladung bestand aus lauter solchen Spielsachen, wie wir sie für den Handel mit den Negern brauchten; also aus Glaskorallen, bunten Glasstückchen, Schellen, kleinen Spiegeln, Messern, Scheren, Beilen und anderen Dingen.
Die Fahrt war sehr heiß; doch hielt sich das Wetter über eine Woche gut. Aber nachdem wir die Linie passiert hatten, verschlug uns ein heftiger Orkan ganz von unserem Kurs. Zwölf Tage trieb uns der Sturm schon umher, als einer unserer Matrosen eines Morgens auf einmal ausrief: „Land!"
Wir eilten sogleich auf das Deck in der Hoffnung zu entdecken, wohin wir eigentlich verschlagen worden. Kaum hatten wir aber die Kajüte verlassen, als unser Schiff auf eine Sandbank stieß und wir, unseres Unterganges gewiß, uns nur schnell vor den Meereswogen in die am meisten geschützten Winkel flüchteten.
In dieser Not ergriff der Steuermann ein Boot und warf es mit Hilfe der übrigen Leute über Bord. Wir sprangen alle hinein und überließen uns der Barmherzigkeit Gottes und den wilden Wogen. Die See ging fürchterlich hoch, obzwar der Sturm sich etwas gelegt hatte.
Unser Zustand war entsetzlich. Wir wußten alle, käme das Boot dem Ufer zu nahe, würde es in tausend Stücke zerschellen.
Nachdem wir vielleicht anderthalb Meilen rudernd fortgetrieben, kam eine berghohe Welle hinter uns mit solcher Wucht her, daß sie das Boot umstürzte und wir alle in einem Augenblick von der See verschlungen waren. Nichts kann die Verwirrung meiner Gedanken ausdrücken, als ich in das Wasser sank; denn so gut ich auch schwimmen konnte, war ich doch nicht im stande, auch nur Atem zu schöpfen.
Die Woge, welche mich auf eine weite Strecke gegen das Gestade trug oder vielmehr fortriß, hatte sich ausgedehnt und wieder zurückgezogen.



Dadurch wurde ich nun so ziemlich frei, allein durch das Wasser, welches ich verschluckt hatte, fühlte ich mich dem Ersticken nahe.
Ich bemerkte indes, daß ich von dem festen Lande weniger entfernt sei, als ich es mir erwarten konnte, und hatte Kraft und Geistesgegenwart genug, mich aufzurichten und zu versuchen, das Ufer zu erreichen, ehe eine neue Woge kommen und mich zurückschleudern würde. Ich überzeugte mich jedoch bald, daß meine Anstrengung erfolglos bleiben müsse; denn ich sah die empörten Wellen sich berghoch hinter mir heranwälzen.
Ich hatte weder Mittel noch Kraft, diesen Feind zu bekämpfen. Am meisten war mir davor bange, daß eine Woge, die im Herankommen dem Gestade mich nahe gebracht hatte, im Zurückfluten mich wieder in die See schleudern möchte.
Die neuen Wellen hüllten mich plötzlich zwanzig bis dreißig Fuß tief in ihre Wassermasse ein. Sie rissen mich mit großem Ungestüm und ungeheuerer Schnelligkeit auf eine bedeutende Strecke gegen das Gestade fort. Ich hielt den Atem an und schwamm aus allen Kräften. Ich erstickte fast aus Mangel an Luft — als ich auf einmal emporgehoben wurde und zu meiner großen Erleichterung Kopf und Hände über dem Wasser fühlte.
Ich konnte mich zwar unmöglich länger als einige Sekunden in dieser Stellung erhalten, indessen tat sie mir doch ungemein wohl. Ich schöpfte wieder Luft und mit ihr neuen Mut. Abermals ward ich nun ziemlich lange in die Tiefe versenkt; allein ich hielt stand. Und als ich fühlte, daß die Wellen sich ausdehnten und zurückzufluten begannen, durchschnitt ich das Wasser und richtete mich, Boden fassend, auf den Beinen empor.
Einige Augenblicke lang verhielt ich mich ruhig, um Atem zu schöpfen und zu warten, bis die Flut abgelaufen war. Dann aber rannte ich aus allen Kräften mutig der Küste zu.
Diese Anstrengung vermochte mich jedoch nicht von der Wut des Meeres zu befreien, das von neuem auf mich losstürmte.
Zweimal noch ergriffen mich die Wogen und schleuderten mich wie früher in die See zurück; denn das Gestade war hier ganz flach. Das letztemal hätte ich beinahe meinen Tod gefunden, denn nachdem die Fluten mich

wieder davongeführt hatten, warfen sie mich mit solcher Gewalt gegen einen Felsblock, daß mir die Sinne vergingen und ich eine Zeitlang unfähig war, irgend etwas für meine Rettung zu tun. Der heftige Stoß hatte hauptsächlich auf meine Seite und auf meine Brust eingewirkt, so daß er mir gleichsam allen Atem aus dem Körper preßte. Wäre es mir nicht gelungen, doch noch Luft zu schöpfen, so würde ich später im Wasser erstickt sein; aber ich kam vor der Rückkehr der Wogen wieder zu mir und faßte, als sie abermals daran waren, mich einzuhüllen, den Entschluß, mich so lange an den Felsen festzuklammern und den Atem an mich zu halten, bis sie wieder abgeflutet wären.
Da ich mich in geringer Entfernung vom Lande befand, erhoben sich die Wellen nicht mehr so hoch wie früher. Ich ließ das Felsstück erst los, als sie sich gebrochen hatten. Dann eilte ich schnell weiter. Ich kam dem Lande so nahe, daß eine neue Woge, obgleich sie über mich hinstürzte, mich doch nicht so verschlang, daß sie mich mit sich fortgerissen hätte.
Noch einer letzten Anstrengung meiner Kräfte bedurfte es — und ich erreichte das feste Land, wo ich zu meiner großen Beruhigung die steilen Felsen des Gestades erkletterte und mich auf das Gras niedersetzte, befreit von aller Gefahr und geschützt vor jedem weiteren Andrang des empörten Ozeans!
Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, sah ich mich um, an welchen Ort ich eigentlich geraten sei und was ich weiter beginnen sollte. Bald hätte mich wieder aller Mut verlassen, denn ich sah, daß meine Errettung traurig genug war. Durch und durch naß, ohne Aussicht auf irgend welche Labung, schwach und matt, konnte ich Hungers sterben oder von wilden Tieren gefressen werden. Was das allerschlimmste war — ich hatte keine Waffen, womit ich mich verteidigen oder mir Nahrung verschaffen konnte.
Ich gedachte meiner Unglücksgenossen, die alle ertrunken schienen, und schauderte, daß außer mir auch nicht ein einziger gerettet sein sollte. Ich fand auch, außer drei Hüten, einer Mütze und zwei nicht zusammengehörenden Schuhen, keine Spur von ihnen mehr auf.

Ich wendete die Blicke nach dem gescheiterten Schiffe. Es war so fern und die schäumende Brandung der Wogen war so stark, daß ich es kaum unterscheiden konnte.
In größter Seelenangst lief ich wie von Sinnen umher. Die Nacht kam und mit schwerem Herzen bedachte ich, was mein Los wäre, wenn reißende Tiere sich in dieser Gegend befänden.
Ich beschloß, auf einen dichten, buschigen Baum zu steigen und auf ihm die Nacht über zu sitzen. Vorerst ging ich aber ein Stück in das Land hinein, um zu sehen, ob nicht wenigstens Trinkwasser zu finden wäre. Ich entdeckte zu meiner großen Freude eine Quelle, trank und kehrte dann zu meinem Baum zurück. Ich kletterte hinauf und bemühte mich, mich so zu setzen, daß ich im Schlafe nicht herunterfallen konnte. Da ich äußerst ermüdet war, schlief ich bald fest ein.
Es war schon heller Tag, als ich erwachte. Das Wetter war heiter, der Sturm hatte sich gelegt und die See war ruhig. Was mich aber am meisten wunderte — das Schiff war in der Nacht durch die Flut von dem Sande, auf dem es festgelegen, gehoben und fast an die Stelle getrieben worden, wo ich ausgeworfen wurde. Da es nur ungefähr eine Meile vom Ufer entfernt sein konnte, kam mir der Gedanke, einige mir vielleicht nützliche Sachen zu retten.
Ich bemerkte auch unser Boot. Wind und Wellen hatten es ungefähr zwei Meilen von mir an den Strand geworfen. Ich suchte es zu erreichen, fand aber zwischen mir und ihm eine Art von Meerenge, die über eine halbe Meile breit war. Ich kehrte deshalb um; denn viel wichtiger dünkte mich meine Absicht, auf das Schiff zu gelangen.
Zur Zeit der Ebbe konnte ich mich ihm bis auf eine Viertelmeile nähern. Ich entkleidete mich und warf mich ins Wasser. Zweimal schwamm ich um das Schiff, ohne mich hinaufschwingen zu können. Endlich entdeckte ich ein kleines Stück Tau, mit dessen Hilfe ich — wenn auch mit großer Mühe — an Bord gelangte.
Das Schiff war geborsten und sein Raum voll Wasser. Ich ging vor allem in die Brotkammer und fand, daß fast der ganze Proviant trocken und



vom Wasser unberührt geblieben war. Ich füllte meine Taschen mit Zwieback und aß, während ich im Schiffe weiter umhersuchte.
Es gab auf dem Schiff mehrere Segelstangen, zwei bis drei dicke hölzerne Sparren und ein paar Hilfsmaste. Ich ließ alles, was nicht zu schwer war, mit einem Tau über Bord ins Meer und band jedes Stück an ein Seil fest, damit es nicht abgetrieben werde. Dann stieg ich an der Seite des Schiffes hinab, zog die Hölzer zu mir und machte mir mit vieler Müh' und Not ein Floß zurecht. Ich legte alle Bretter und Dielen, deren ich habhaft werden konnte, darauf, und nachdem ich überlegt hatte, was ich am notwendigsten brauchte, füllte ich eine Kiste mit Proviant. Mit Brot, Reis, geräuchertem Ziegenfleisch, etwas Getreide und Rum. Während ich arbeitete, war die Flut angelaufen und ich bemerkte auf einmal, daß sie

meinen Rock, mein Hemd und meine Weste vom Ufer wegschwemmte. Ich mußte nun ebenfalls auf Kleider bedacht sein, deren es im Schiffe auch genug gab. Ferner brachte ich auf mein Floß die Kiste des Zimmermanns und zwei gute Vogelflinten, zwei Pistolen, ein paar Pulverhörner, ein Beutelchen mit Schrot und zwei alte rostige Degen. Endlich nahm ich jene zwei Fässer mit Pulver, die von den dreien des Schiffes trocken geblieben waren.

Ich hielt nun mein Floß für hinlänglich beladen und war darauf bedacht, wie ich alles ans Gestade bringen könnte. Ich hatte weder Segel noch Steuerruder oder kleine Ruder und mein Fahrzeug konnte bei dem geringsten Windstoß untersinken. Drei Dinge hielten jedoch meinen Mut aufrecht: erstens die ruhige glatte See, zweitens die dem Lande zuwogende Flut und drittens der Wind, der schwach und gleichmäßig der Küste zuwehte.

Ungefähr eine Meile weit ging mein Floß ganz vortrefflich, nur bemerkte ich, daß es etwas jenseit der Stelle abwich, auf der ich zuerst ans Land gekommen war. Ich schloß daraus, daß eine Strömung vorhanden sein müsse, und hegte die Hoffnung, einen Schlupfhafen oder einen Fluß, dessen ich mich als Hafen bedienen könnte, zu finden, um meine Ladung auszuschiffen.

Meine Vermutung war begründet. Ich erblickte bald einen kleinen Landeinschnitt vor mir, in welchen sich die Flut stürzte. Ich trachtete mein Floß, so gut ich nur immer konnte, in der Mitte der Strömung zu erhalten; allein es fehlte nicht viel und ich hätte noch einmal Schiffbruch gelitten.

Da mir nämlich die Küste völlig unbekannt war, stieß ich mit dem einen Ende meines Floßes auf eine Sandbank, und als sich hierauf das andere Ende ins Wasser senkte, so wäre um ein Haar meine ganze Ladung über die Bretter hinabgeglitten und ins Wasser gefallen.

Ich strengte alle meine Kräfte an, um die Koffer auf ihrer Stelle zu erhalten und stemmte mich mit dem Rücken gegen sie; denn alle Bemühungen, das Floß von der Sandbank abzustoßen, wären vergebens gewesen. Ich mußte fast eine halbe Stunde in meiner Stellung verharren, bis die wachsende Flut das Floß wieder etwas mehr ins Gleichgewicht brachte.



Ich sah mich lange nach einem schicklichen Platze zum Landen um. Endlich erblickte ich am rechten Gestade des Schlupfhafens eine kleine Bucht, nach welcher ich mit großer Mühe und Schwierigkeit mein Floß leitete. Aber nun lief ich neuerdings Gefahr, meine Ladung unter Wasser zu setzen. Die Küste war steil, fast senkrecht, und an jeder Landungsstelle hätte mein Floß mit dem einen Ende den Boden berührt und sich dadurch wie das erstemal von der einen Seite hoch, von der anderen nieder befunden.
Schließlich verfiel ich auf folgendes Auskunftsmittel.
Ich pflanzte zwei Stangen in die Erde, band mein Floß an sie und verweilte so, bis durch die Wirkung der Ebbe Floß und Ladung auf dem Gestade in Sicherheit waren.
Ich spähte nun nach einem bequemen Ort, wo ich wohnen und meine Güter in Sicherheit unterbringen konnte. Kaum eine Meile von mir war ein sehr steiler und hoher Berg. Ich bestieg ihn, um Umschau zu halten. Ich sah, daß ich von allen Seiten vom Meer umgeben war, mich auf einer Insel befand. Weit draußen in der See lagen einige Klippen und im Westen zwei kleine Inseln. Meine Insel war unangebaut und schien mir von niemandem als vielleicht von einigen wilden Tieren bewohnt.
Ich kehrte zu meinem Floß zurück und machte mich an dessen Abladung. Mit der nächsten Ebbe holte ich wieder Dinge aus dem Schiff. Ich verfertigte ein zweites Floß und belud es mit einer Kiste Nägel, mit Beilen, einem Schleifstein, mit Gewehren, Kleidern, einem Segel, einer Hängematte und etlichem Bettzeug. Auch diese Fracht erreichte glücklich das Land und ich ging daran, über die Sachen, die durch Regen oder Sonne Schaden nehmen konnten, aus einigen Stangen und aus dem Segel ein Zelt zu machen, um das ich alle leeren Kisten als Befestigung türmte. Hierauf kroch ich selbst in das Zelt, verschloß seinen Eingang mit Brettern und richtete mir auf der Erde ein Nachtlager her. Ich schlief die ganze Nacht sehr ruhig.
Tag für Tag ging ich nun an Bord.
Als ich das zwölftemal im Schiffe weilte und gerade das Geld, das ich in einem Kästchen der Kajüte neben einem Dutzend guter Messer gefunden



hatte, in ein Stück Segeltuch wickelte, erhob sich ein Wind, der immer stärker wurde. Da er vom Lande herblies, hätte mir ein Floß nichts genützt. Ich überlegte nicht lange und ließ mich in das Wasser hinab. Mit harter Mühe erreichte ich schwimmend das Ufer. Der Sturm dauerte die ganze Nacht, aber mein Zelt hielt stand. Als ich mich am Morgen umsah, waren vom Schiffe nur mehr kärgliche Reste vorhanden.

Ich war sehr bestürzt, tröstete mich aber, daß ich mein Möglichstes getan und viel Nützliches geholt hatte. Meine Gedanken richteten sich nun darauf, mich vor Wilden oder wilden Tieren, wenn es welche auf der Insel gab, zu schützen. Ich sann nach, ob eine Höhle in der Erde oder ein Zelt auf der Erde das Bessere sei. Schließlich entschloß ich mich, beides zu machen.

Als passenden Platz fand ich eine kleine liebliche Wiese am Fuße eines Hügels, der gegen sie in steilen Felsen abfiel. In diesem Felsenhügel war eine Vertiefung; vor ihr wollte ich mein Zelt bauen. Die Wiese lag nordwestlich vom Hügel, so daß sie durch ihn vor der größten Tageshitze bewahrt wurde.



Ich trieb zwei Reihen von starken Stecken so weit in den Boden, daß sie fest wie Pfeiler standen und ihr oberes Ende, welches ich zugespitzt hatte, mehr als sechs Fuß über der Erde war. Beide Reihen standen in einem Halbkreis von etwa zwanzig Ellen Durchmesser vor dem Felsenhügel und waren nur wenig voneinander entfernt. Zwischen die Reihen legte ich die Stücke Ankertaue aus dem Schiff und verflocht in sie Stäbe, damit der Wall sehr stark würde. Ich machte keine Türe, sondern stieg auf einer Leiter über den Wall. Wenn ich innerhalb der Umzäumung war, zog ich die Leiter zu mir hinein und glaubte mich nun vor jedem Angriff gesichert.

In meine Festung brachte ich nach und nach meine ganzen Vorräte; auch machte ich mir in ihr ein doppeltes Zelt — ein kleineres in einem größeren — das mich vor Regen schützen sollte. Dann fing ich an, die Vertiefung im Felsen zu einem Keller auszuarbeiten. Die ausgegrabene Erde schüttete ich auf den Boden meiner Verschanzung, so daß er mit der Zeit gegen anderthalb Fuß höher wurde als der Grund außen um den Zaun.

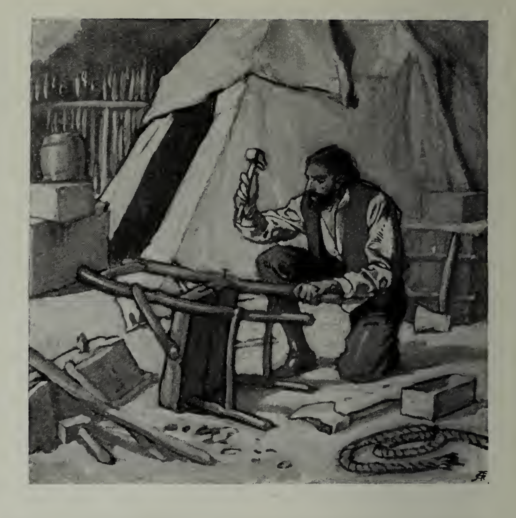
Es kostete mich viele Mühe und manchen Tag, bis ich mit allen diesen Dingen recht zu stande kam. Einmal überraschte mich während der Arbeit ein gewaltiges Gewitter. Das Herz bebte mir im Leibe, als ich daran dachte, daß mich ein einziger Blitz um all mein Pulver bringen könnte, von welchem meine Sicherheit und — wie ich mir einbildete — auch mein Unterhalt einzig und allein abhing. Ich machte mich deshalb, sobald der Sturm vorüber war, sofort daran, Beutel und Büchsen zu verfertigen, in die ich mein Pulver verteilen und die ich voneinander getrennt aufbewahren konnte. Ich ließ die Arbeit an meiner Festung ruhen und brachte in ungefähr vierzehn Tagen mein Vorhaben mit dem Pulver zur Ausführung. In etwa hundert Paketen hatte ich es zwischen den Felsen in Höhlen versteckt, wo es vor Nässe sicher war.

Täglich ging ich wenigstens einmal mit meiner Flinte aus. Teils um zu sehen, ob ich nicht etwas zu meinem Unterhalte schießen könnte, teils um die Insel kennen zu lernen. Gleich das erstemal entdeckte ich zu meiner großen Freude, daß es auf ihr Ziegen gab. Anfangs gelang es mir



nicht, ihnen nahezukommen; aber als ich die List gebrauchte, mich ihnen von den Felsen zu nähern, während sie in den Tälern weideten, konnte ich oft reiche Beute machen.
Nachdem ungefähr zehn oder zwölf Tage seit der Strandung unseres Schiffes verflossen waren, fiel mir ein, daß ich meine Zeitrechnung ganz verlieren könnte, wenn ich die verflossenen Tage nicht irgendwie notierte. Ich machte also aus einem dicken Pfahl ein großes Kreuz, setzte es ans Ufer, wo ich zuerst gelandet war, und schnitt darein mit meinem Messer in großen Buchstaben: „Hier ans Land gekommen am 30. September 1659." In die Seiten dieses Pfahles schnitt ich jeden Tag eine Kerbe und jede siebente Kerbe machte ich länger und jede Kerbe, die den ersten Tag eines Monates bezeichnete, machte ich noch länger.
Unter den vielen Dingen, die ich aus dem Schiffe geholt hatte, fand ich nun auch Papier, Federn, Tinte, Kompasse, Karten und vor allem drei gute Bibeln, die ich sorgfältig aufbewahrte. Ich darf auch nicht vergessen zu erwähnen, daß ich die beiden Katzen und den Hund vom Schiffe auf die Insel mitgenommen hatte. Dieser war viele Jahre mein treuer Begleiter und ein willkommener Gesellschafter für mich.
Als ich hinter meinem Zelte in den Felsen zu graben anfing, fehlte es mir an drei Dingen zu dieser Arbeit: an einer Schaufel, einer Haue und einem Schiebkarren oder Korb. Statt der Haue nahm ich Hebeisen, die zwar tauglich genug, doch sehr schwer waren; die Schaufel aber wußte ich durch nichts zu ersetzen. Ich war so lange ohne Rat, bis ich von ungefähr einen Baum fand, von dessen Holz mir bekannt war, daß es eine außerordentliche Härte hatte. Aus diesem haute ich mir mit vieler Mühe ein Stück und schleppte es nach Hause; dort bearbeitete ich es zu einer brauchbaren Schaufel. Den Korb konnte ich indes nicht machen; ich hatte keine Ruten, wie man sie zur Korbflechtarbeit benützt. Auch den Schiebkarren brachte ich nicht zu stande. Vier Tage hatten mich diese Versuche gekostet und alle meine anderen Arbeiten waren liegen geblieben. Ich nahm diese nun wieder auf und gestaltete als erstes die Höhle noch weiter aus, so daß sie auch als Warenlager, Küche und Speisezimmer zu gebrauchen war.

Meine Wohnung aber blieb das Zelt. Sie mir angenehmer zu machen, schien mir ein Tisch und ein Stuhl unerläßlich. Ohne die zwei Sachen konnte ich weder mit Vergnügen essen, noch mein Tagebuch schreiben, noch verschiedene andere Dinge tun. Ich ging also ans Werk und Not, Fleiß und Nachsinnen waren mir gute Lehrmeister. Tisch und Stuhl kamen glücklich zu stande.



Doch sie kosteten mich eine unendliche Mühe. Wenn ich zum Beispiel eines Brettes bedurfte, so hatte ich kein anderes Mittel, als einen Baum zu fällen, ihn vor mich hinzulegen, von beiden Seiten mit meiner Axt so lange zu behauen, bis er dünn genug war, und ihn hierauf noch mit meinem Hohlbeil zu bearbeiten. Mit dieser Methode konnte ich allerdings aus einem ganzen Baum nur ein einziges Brett gewinnen; allein gegen diesen außerordentlichen Aufwand von Zeit und Mühe gab es kein anderes Mittel als die Geduld. Überhaupt schien mir meine Zeit und meine Arbeit ohne großen Wert und es lag mir wenig daran, wozu ich beide verwendete.

Mit dem Licht war ich sehr übel daran. Ich mußte mich, sobald es Nacht wurde, was gewöhnlich gegen sieben Uhr der Fall war, zu Bett begeben. Mein einziges Auskunftsmittel bestand darin, daß ich das Fett getöteter Ziegen aufbewahrte und aus einem Napfe von Lehm, den ich an der Sonne gebrannt und worein ich einen Docht von Werg getan hatte, eine Lampe machte, deren Flamme jedoch einen Schein von sich gab, der unsteter und düsterer war als die Helle eines Talglichtes.

Im Verlaufe meiner Beschäftigungen fand ich einmal einen kleinen Sack, der, um das Geflügel am Bord des Schiffes zu füttern, mit Getreide gefüllt worden war.

Der kleine Rest von Körnern, der sich vorfand, war von den Ratten zerfressen und ich sah nichts mehr als Spreu und Staub darin. Da ich nun dieses Sackes zu einem andern Gebrauche bedurfte, so schüttete ich die Spreu am Fuße des Felsens aus.

Das geschah kurz vor den heftigen Regengüssen des Winters.

Etwa nach Verlauf eines Monates bemerkte ich einige grüne Halme, die aus der Erde hervorsprossen, und war zuerst der Meinung, sie seien ein mir unbekanntes Gewächs. Allein wie sehr erstaunte ich, als ich kurz nachher zehn bis zwölf Gerstenähren erblickte! Es ist mir unmöglich, meine Verwunderung und Gemütsaufregung bei dieser Gelegenheit zu schildern. Man kann sich leicht denken, mit welcher Sorgfalt ich zur gehörigen Zeit die Ähren dieses Getreides sammelte. Ich bewahrte selbst das kleinste Körnchen auf, in der Absicht, alles auszusäen, um mit der Zeit, wie ich hoffte, soviel davon zu ernten, daß ich Brot daraus machen könnte. Es vergingen jedoch vier Jahre, ehe ich mir erlauben konnte, die Körner zu diesem Gebrauche zu verwenden, und selbst dann ging ich immer noch sehr sparsam mit ihnen um.

Zwischen der Gerste fand ich zwanzig bis dreißig Reishalme, die ich mit gleicher Sorgfalt zu demselben Zwecke aufbewahrte.

Eines Tages aber wären beinahe alle meine Arbeiten mit einem Male zertrümmert worden und ich selbst war nahe daran, das Leben zu verlieren. Ich war gerade hinter meinem Zelte, als von dem Gewölbe meiner Grotte

und von der Seite des hinter meiner Wohnung befindlichen Berges plötzlich eine Masse Erdreich niederstürzte. Aus Furcht, verschüttet zu werden, lief ich nach meiner Leiter und stieg über den Wall.

Draußen wurde ich gewahr, daß ein furchtbares Erdbeben die Ursache dieses Ereignisses sei. Der Boden, auf dem ich stand, erzitterte dreimal und auch der Ozean schien heftig aufgeregt zu sein.

Als der dritte Erdstoß vorüber und einige Zeit verflossen war, ohne daß ich wieder etwas gefühlt hatte, begann ich Mut zu schöpfen. Allein aus Furcht, lebendig begraben zu werden, wagte ich es immer noch nicht, über meinen Wall zu steigen. Ich blieb regungslos auf der Erde sitzen, untröstlich und in tiefe Betrübnis versunken, weil ich gar nicht wußte, was ich beginnen sollte.

Während ich mich in dieser Lage befand, überzog sich der Himmel mit Wolken. Bald darauf erhob sich der Wind und in weniger als einer halben Stunde wuchs er zu einem schrecklichen Orkan.

Das Meer bedeckte sich mit Schaum; die Wogen überschwemmten das Gestade; starke Bäume wurden entwurzelt — kurz es war ein fürchterliches Unwetter. Es hielt fast drei Stunden lang an, darauf nahm es allmählich ab. Nach Verlauf von zwei weiteren Stunden hatte sich der Sturm gelegt, doch fiel ein starker Regenguß.

Ich setzte mich noch während des Unwetters wieder unter mein Zelt. Da es jedoch die Heftigkeit des Sturmes umzureißen drohte, war ich genötigt, mich in meine Grotte zurückzuziehen, obgleich ich mich dort sehr unbehaglich fühlte und vor Angst zitterte, sie möchte mir über dem Kopfe zusammenstürzen.

Die Furcht, lebend von der Erde verschlungen zu werden, ließ mich anfänglich nicht ruhig schlafen. Als ich aber, wieder gefaßter geworden, um mich schaute, die schöne Ordnung betrachtete, in der sich all mein Eigentum befand, fühlte ich die entschiedenste Abneigung, meine Wohnung zu verlegen, wie ich im ersten Schrecken geplant hatte.

Das Erdbeben hatte übrigens die Reste meines Schiffes so gedreht, daß es mir möglich wurde, genug Zimmerholz, Planken und Eisenwerk zusammen-

zubringen, um ein tüchtiges Fahrzeug zu erbauen; ich wußte aber nicht, wie ich mich dazu anstellen sollte.
Wieder waren einige Wochen verflossen und es war Juni geworden. Da erkrankte ich plötzlich. Ich fühlte mich sehr elend und eiskalte Schauer durchrieselten meine Glieder. Ich lag ausgestreckt auf meinem Bette und rief bloß einmal über das anderemal: „Herr im Himmel, erbarme dich meiner!“ Vermutlich habe ich zwei bis drei Stunden lang nichts anderes getan, bis ich, nachdem der Anfall vorüber war, einschlief.
Ich erwachte erst spät in der Nacht. Ich spürte eine große Erleichterung, hatte aber einen brennenden Durst. Da sich jedoch in meiner Wohnung kein Wasser befand, so mußte ich bis zum Morgen im Bette bleiben und entschlummerte wieder.
Während dieses zweiten Schlafes hatte ich einen schrecklichen Traum: Es kam mir vor, als läge ich an der Stelle, wo ich mich nach dem Erdbeben befand, da der Orkan sich erhob. Auf einmal erblickte ich einen Mann, der, mitten unter wirbelndem Feuer und Licht, aus einer dicken schwarzen Wolke zur Erde herniederstieg. Von Kopf bis zu Fuß umfloß ihn ein so blendender Flammenglanz, daß ich meine Blicke nicht auf ihn heften konnte. Als er den Fuß auf die Erde setzte, schien mir der Boden wie während des Erdbebens zu erzittern und es war mir, als durchfurchten zuckende Blitze die ganze Luft. Der Mann hielt einen langen Spieß in der Hand und redete mich mit furchtbarer Stimme an: „Weil alle diese Ereignisse dich nicht zur Reue bewegen konnten, so sollst du sterben.“ Zugleich hob er seine Lanze, um mich zu ermorden. — Da erwachte ich.
Dieser Traum erweckte endlich mein Gewissen. Ich warf mir mein vergangenes Leben vor. Dessen offenbare Verkehrtheit hatte die göttliche Gerechtigkeit veranlaßt, mich auf so anscheinend grausame Weise zu behandeln.
Ich erinnerte mich der guten Lehren meines Vaters und seiner Prophezeiung, daß mir Gott zu meinen tollen Streichen nicht seinen Segen geben werde. Da die Ruhe mich etwas erleichtert hatte und mein Fieberanfall ganz vorüber war, stand ich auf.

Nachdem ich gespeist hatte, versuchte ich einen Spaziergang; aber ich war so ermattet, daß ich meine Flinte, ohne die ich niemals ausging, kaum zu tragen vermochte. Ich setzte mich auf die Erde und schaute in das Meer hinaus, das sanft und ruhig vor mir sich ausdehnte. Während ich so da saß, durchkreuzten viele Gedanken mein Gehirn: „Was ist die Erde und das Meer? Woraus ist das alles erzeugt? Wer bin ich selbst? Wer sind die wilden oder zahmen, menschlichen oder tierischen Geschöpfe? Woher kommen wir? Hat aber Gott alle geschaffen, so leitet und regiert er sie auch; warum hat er dann befohlen, daß alles dieses mir widerfahre?"



Und es war mir, als wenn eine Stimme mir zurief: „Unglückseliger! Du fragst noch, was du getan hast? Wirf einen Blick auf dein Leben und frag' dann abermals, wenn du den Mut hast, was du getan! Frag' vielmehr, warum du nicht seit langem schon vernichtet bist!"
Traurig und grübelnd erhob ich mich. Auch quälte mich der Gedanke an die Rückkehr meiner Krankheit. Auf einmal fiel mir ein, daß die Brasilianer in allen ihren Krankheiten kein anderes Mittel als ihren Tabak gebrauchen

und daß ich in einem Koffer noch welchen hatte. Ich suchte diesen Koffer und entdeckte in ihm nicht nur ein Heilmittel für meinen Körper, sondern auch für meine Seele. Ich fand den Tabak und daneben eine der schon erwähnten Bibeln.

Ich schlug die Bibel auf und las die Worte: „Ruf mich an in der Stunde der Not und ich werde dich erretten und du wirst mich lobpreisen!"

Diese Worte paßten vollkommen auf meine Lage; sie machten einen sehr tiefen Eindruck auf mich. Und nun tat ich, was ich in meinem Leben noch nicht getan hatte: ich warf mich auf die Kniee und betete.

Spät legte ich mich zu Bett. Ich verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß ich erst am folgenden Tage gegen drei Uhr des Nachmittages erwachte. So schloß ich nämlich aus dem Stand der Sonne, aber ich glaube fast, daß ich einen ganzen Tag, die ganze folgende Nacht und einen Teil des zweiten Tages geschlafen habe.

Als ich erwachte, fühlte ich mich vollkommen gestärkt; auch war mein Geist heiter und guter Dinge. Das Fieber hatte mich in allem Ernste verlassen; allerdings konnte ich meine früheren Kräfte erst in einigen Wochen wieder erlangen.

Ich nahm nun jeden Morgen meine Bibel zur Hand und verlegte mich eifrig auf das Lesen in ihr. Dadurch begann ich die Dinge aus einem andern Gesichtspunkte als bisher zu betrachten; ich blickte auf mein vergangenes Leben mit Abscheu zurück; mein Einsiedlerleben quälte mich nicht und ich bat nicht einmal Gott, mich davon zu befreien. —

Seit zehn Monaten befand ich mich nun auf der Insel und zweifelte an der Möglichkeit, jemals von ihr wegzukommen; ja, ich hatte sogar den festen Glauben, daß noch nie ein menschliches Wesen den Fuß auf das Eiland gesetzt hätte. Meine Wohnung war vollkommen gedeckt und geschützt und ich bekam große Lust, die Insel vollständiger zu erforschen.

Ich begab mich zuerst nach der Bucht, in welcher ich mit meinem Flosse gelandet hatte. In sie mündete ein kleiner, ruhiger Bach, an dessen Ufern ich mehrere schöne Wiesen fand. Hinter den Wiesen wurde das Land viel

waldiger. Ich entdeckte verschiedene Früchte — auf dem Boden lagen eine Menge Melonen und von den Bäumen, zwischen die sich Rebstöcke geschlungen hatten, sah ich Trauben herabhängen. Die Trauben waren schön und voll und gerade in ihrer besten Reife.



Der Fund erfreute mich sehr. Freilich wußte ich aus Erfahrung, daß man von dieser Frucht nur sehr mäßig genießen dürfe. Ich ersann indes später ein gutes Mittel, sie zu benützen: ich trocknete die Beeren, setzte sie tagelang der Sonne aus und bewahrte sie dann als Zibeben auf.

Ich brachte den ganzen Nachmittag bei den Trauben zu, und als es Nacht wurde, stieg ich auf einen Baum, in dessen Krone ich vortrefflich schlief. Am folgenden Morgen setzte ich meine Wanderung fort und kam an eine offene Landstrecke, die sich nach der einen Seite abzudachen schien. Eine kleine, sehr frische Quelle entsprang einem benachbarten Hügel und schnitt

quer durch die Wiese. Über der ganzen Gegend lag eine milde Luft. Alles befand sich in Frühlingspracht und war blumenreich und grün.
Ich erblickte eine Menge Kakao-, Orangen- und Zitronenbäume. Sie trugen erst grüne Früchte, aber auch diese waren sehr angenehm zu essen und ich pflückte viele, um sie nach meiner Wohnung zu bringen.
Ich wollte mir einen Vorrat von Trauben und anderen Früchten für die Regenzeit machen, die nicht mehr fern war.
Ich hatte eine solche Vorliebe für den Ort gewonnen, wo die Trauben wuchsen, daß ich mir dort eine Sommerlaube errichtete, die ich mit einem doppelten Zaun umgab. In ihr schlief ich oft zwei oder drei Nächte nacheinander. Zum Überschreiten ihres Zaunes bediente ich mich wie zu Hause einer Leiter.
Meine Mahlzeiten ordnete ich damals so: zum Frühstück aß ich Trauben; mein Mittagessen bestand aus einem Stück Ziegenfleisch, welches ich röstete, weil ich kein Gefäß hatte, um es zu sieden; mein Nachtessen endlich bestand aus zwei oder drei Schildkröteneiern.
Mitte August fiel das Regenwetter ein und währte bis zum halben Oktober. Zuweilen regnete es so stark, daß ich mehrere Tage lang meine Grotte nicht verlassen konnte. Während des Regens vermehrte sich meine Familie. Eine meiner Kätzinnen hatte sich heimlich davongemacht und ich hatte sie schon für verloren gegeben, als sie auf einmal gegen Ende des Monats August mit drei Jungen zurückkam. Von diesen drei Katzen bekam ich dann eine so zahlreiche Nachkommenschaft, daß ich mich genötigt sah, sie wie wilde Tiere niederzuschießen.
Während mich der Regen in die Höhle bannte, beschäftigte ich mich jeden Tag mit ihrer Erweiterung und gelangte bis an die eine Seitenwand des Felsens, wo ich einen Ausgang anbrachte, der außerhalb meiner Umzäunung führte. Vermittels dieses Ganges konnte ich hinaus- und hereinkommen, ohne den Wall zu übersteigen. Es war mir jedoch nicht ganz recht, daß ich mich jetzt weniger geschützt wußte.
Den 30. September, den Jahrestag meiner Landung, weihte ich zum feierlichen Gedenktage und brachte ihn mit ernsten Überlegungen zu. Ich legte



Gott, meinem Schöpfer, ein reuiges Bekenntnis meiner Sünden ab und flehte ihn an, sich meiner väterlich zu erbarmen. Ich nahm zwölf Stunden lang, bis zum Untergange der Sonne, keine Nahrung zu mir, aß hierauf einen Zwieback und einige Trauben und ging ebenso still, wie ich den Tag begonnen hatte, zu Bett. —

Nachdem die Regengüsse vorüber waren, machte ich einen Gang zu meiner Sommerlaube, wo ich alles in gleichem Zustande wiederfand, in welchem ich es verlassen hatte. Aber die Pfähle des Zaunes hatten ausgeschlagen und große Zweige getrieben. Überrascht und entzückt, diese jungen Stöcke grünen zu sehen, schnitt ich sie aus und zog sie dergestalt, daß sie so gleichmäßig als möglich wuchsen. Es ist unglaublich, welchen schönen Anblick sie nach drei Jahren gewährten. Sie überdeckten die Laube nach und nach ganz. Das bestimmte mich, auch um den Wall meiner Wohnung einen solchen Zaun zu ziehen. Und wirklich schlugen auch dessen Pfähle aus und bildeten ebenfalls mit der Zeit eine schöne Laubhalle.

Im zweiten Jahr, das ich auf der Insel zubrachte, tat ich mir in vielen Dingen schon leichter. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß sich im allgemeinen die Jahreszeiten nicht, wie in Europa, in Sommer und Winter, sondern in die Zeit des Regens und der Dürre einteilen ließen, von denen jene vom halben Februar bis halben April und vom halben August bis halben Oktober dauerte. Während der regnerischen Monate blieb ich so viel wie möglich zu Hause und verfertigte mir jene Geräte, die in meiner Lage nötig waren. Vor allem versuchte ich nun Körbe zu flechten; ich schnitt dünne Zweige vom Zaun meiner Laube und fand sie zur Flechtarbeit so tauglich, wie ich es nur immer wünschen konnte. Bei Schönwetter streifte ich täglich mehrere Stunden mit meiner Flinte umher.

Als ich wieder einmal das Tal durchwanderte, in welchem sich meine Sommerlaube befand, entdeckte ich westlich das Meer und konnte, da das Wetter sehr hell war, sogar in der Ferne Land erblicken. Ich vermochte jedoch nicht zu unterscheiden, ob es eine Insel oder ein Festland sei. Es erhob sich sehr hoch über das Meer und schien wenigstens fünfzehn bis zwanzig Stunden von mir entfernt zu sein.

Ich war betroffen. Welche Gegend der Erde mochte das sein? Ohne Zweifel war sie aber von Wilden bewohnt und es hätte mich, wäre ich dort ans Land gekommen, sicher ein schlimmeres Schicksal heimgesucht. Während ich diese Betrachtungen anstellte, schritt ich gemächlich weiter. Diese Seite der Insel kam mir ungleich angenehmer vor als meine. Die Wiesen prangten in üppigem Grün und waren mit allerliebsten Blumen und Gesträuchen übersäet.

Ich sah viele Papageien und bekam Lust, einen zu fangen, um ihn zu zähmen und sprechen zu lehren. Ich gab mir lang vergebliche Mühe; schließlich überraschte ich einen jungen, schlug ihn mit einem Stocke von seinem Baumzweige herab und nahm ihn, nachdem ich ihn schnell aufgehoben hatte, mit mir nach Hause.



Es vergingen aber mehrere Jahre, ehe es mir gelang, ihn zum Sprechen zu bringen; endlich jedoch lernte er mich vertraulich bei meinem Namen nennen.

Als ich die Meeresküste erreicht hatte, sah ich zu meinem Erstaunen, daß ich die schlimmste Seite der Insel mir zum Aufenthalte gewählt hatte. So war diese hier mit einer Menge von Schildkröten bedeckt, während ich auf meiner Seite in anderthalb Jahren nur drei gefunden hatte. Auch traf ich ganze Schwärme von Vögeln verschiedener Gattungen an. Einige waren mir bereits bekannt und die meisten versprachen eine gute Speise.

Dennoch beschlich mich nicht die mindeste Lust, meine Wohnung zu verlassen; im Gegenteil, ich war schon recht heimisch in ihr geworden und sehnte mich nach ihr.

Ich pflanzte auf dem Gestade eine hohe Stange

auf, die mir zum Richtpunkte für andere Ausflüge dienen sollte, und kehrte um.

Mein Hund überfiel auf dem Rückweg eine junge Ziege und hielt sie fest. Ich lief sogleich hinzu, ergriff sie und rettete sie noch lebend aus seinem Gebisse. In mir stieg der lebhafte Wunsch auf, sie nach Hause zu bringen.

Ich hatte schon oft auf Mittel gedacht, wie ich einige junge Geißen fangen könnte. Ich wollte diese Tiere zähmen und aus ihrer Nachzucht meine Nahrung bestreiten, wenn einmal mein Vorrat an Pulver und Blei verbraucht sein würde.

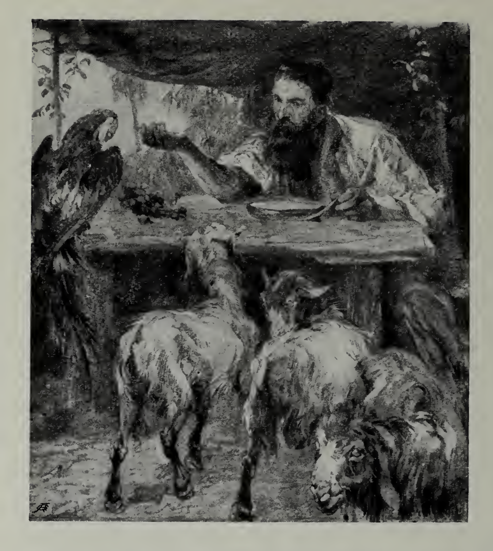
Ich machte für das arme Tierchen ein Halsband und führte es mit Hilfe einer Schnur, die ich aus Kabelgarn drehte, welches ich immer bei mir trug, unter ziemlich großen Schwierigkeiten bis an meine Sommerlaube. Dort ließ ich es und sperrte es ein. Ich war, nach einer Abwesenheit von vier Wochen, sehr ungeduldig, nach Hause zu kommen.

Ich kann kaum sagen, wie angenehm es mir war, wieder in meinem alten Neste zu sein und in meiner Hängematte zu schlafen. Diese kleine, abenteuerliche Wanderung ohne sichere Zufluchtsstätte hatte mich so unfreundlich angesprochen, daß meine Wohnung mir wie die stattlichste Niederlassung vorkam.

Ich empfand das Behagliche von allem, was mich umgab, in so hohem Grade, daß ich beschloß — solange das Schicksal mich noch an diese Insel bannen werde —, nicht mehr für eine derart lange Zeit vom Hause mich zu entfernen.

Ich widmete eine ganze Woche der Ruhe. Ich wollte mich erholen und mir nach meiner langen Wanderschaft gütlich tun. Den größten Teil dieser Zeit verwendete ich zu einer wichtigen Beschäftigung; nämlich zur Verfertigung eines Käfigs für meinen Papagei, der jetzt schon anfing, kein unbedeutendes Wesen in meinem häuslichen Kreise zu sein, und recht vertraulich mit mir wurde.

Endlich, nach acht Tagen, fiel mir meine arme kleine Ziege ein, die ich in meinen Sommeraufenthalt eingesperrt hatte. Ich entschloß mich, sie zu holen und ihr etwas Futter zu geben.



Ich begab mich sofort zu ihr und fand sie, wie ich sie verlassen hatte. Aber sie verschmachtete fast vor Hunger. Ich schnitt von einigen Bäumen und Gesträuchen Zweige ab, die besten, die ich finden konnte, und warf sie ihr vor. Als sie das Laub abgefressen hatte, band ich sie wieder wie früher an eine Schnur. Allein sie war so abgemattet, daß sie der Schnur nicht einmal bedurft hätte: sie lief mir nach wie ein Hund.

Nachdem ich sie einige Zeit gefüttert hatte, wurde sie so anhänglich, zahm und zutraulich, daß ich sie in den Kreis meiner Dienerschaft aufnahm. Sie verließ mich zeitlebens nicht mehr.

So war das zweite Jahr vergangen und ich hatte noch immer so wenig Hoffnung, befreit zu werden, wie am ersten Tage meiner Landung; aber ich begann nun zu fühlen, um wie vieles das Leben, welches ich führte, trotz seiner Schattenseiten beglückender war als die Lebensweise, der ich mich in meinen jüngeren Jahren hingegeben hatte.

Die Monate November und Dezember des dritten Jahres waren gekommen und ich konnte meiner Gersten- und Reisernte entgegensehen. Das von mir bestellte Stück Land war nicht groß — ich hatte durch ungeschicktes Einsäen einmal eine ganze Ernte verloren — jedoch die bevorstehende Ernte versprach einen reichlichen Ertrag. Da wurde ich gewahr, daß ich Gefahr lief, um diesen gebracht zu werden. Den Böcken und den kleinen wilden Tieren der Insel, die wie Hasen aussahen, mundete nämlich das Getreide so sehr, daß sie sich Tag und Nacht darin niederkauerten und die Halme, wie sie aufschossen, sogleich abfraßen.
Um diesen Verheerungen Einhalt zu tun, mußte ich mein Feld mit einem Zaune umgeben, der mich umsomehr Mühe kostete, weil die größte Eile nötig war.
Innerhalb dreier Wochen war das kleine Feldstück vollkommen eingehegt. Während dieser Zeit schoß ich mehrmals bei Tage auf das Raubgesindel und ließ es bei Nacht durch meinen Hund in Respekt halten. Ich band ihn an einen der Pfähle und er bellte unaufhörlich. Auf diese Weise zogen die Feinde binnen kurzem ab und mein Getreide wuchs zusehends der Reife entgegen.
Doch als die geschützten Halme in Ähren aufgeschossen waren, drohten ihnen die Vögel mit neuem Verderben. In ganzen Schwärmen flatterten sie um das Feld und ihrer viele saßen im Getreide und auf dem Zaune. Das betrübte mich aufs höchste. Ich sah voraus, daß die Vögel in wenigen Tagen alle meine Hoffnungen vereiteln würden, daß mir Hungersnot drohe und ich es nie dahin bringen werde, eine Ernte glücklich einzutun. Das Schlimmste war, daß ich zunächst kein Mittel dagegen wußte. Indessen beschloß ich doch, mein Getreide zu retten, und sollte ich Tag und Nacht bei ihm Schildwache stehen.
Vor allem ging ich in das Feld hinein, um den schon angerichteten Schaden zu untersuchen. Ich fand, daß zwar ein ziemlicher Teil der Körner verdorben war, daß aber der Verlust noch anging, weil die Vögel die meisten Ähren zu grün gefunden hatten. Der Rest versprach noch immer eine sehr gute Ernte, wenn es mir glückte, ihn zu schützen.

Ich ging aus dem Felde hinaus und lud mein Gewehr. Ich sah die Schelme deutlich auf allen Bäumen ringsum sitzen und auf mein Weggehen lauern. Und wirklich, da ich wenige Schritte beiseite trat, als wollte ich mich entfernen, schossen sie auch schon, einer nach dem andern, auf die Saat hinab. Das ärgerte mich so sehr, daß ich mich nicht gedulden konnte, bis sie alle niedergeflogen waren. Mir war zu Mute, als fräßen sie mir mit jedem Gerstenkorn ein Stück Brot weg.

Ich näherte mich dem Zaune und gab Feuer. Es gelang mir, drei der Diebe zu schießen. Ich hob sie von der Erde auf und hing sie zum abschreckenden Beispiele für die anderen an einen Galgen auf. Es ist kaum zu sagen, welche gute Wirkung dieses tat. Die Vögel ließen nicht nur meine Gerste in Ruhe, sondern sie wanderten auch von diesem Teile der Insel aus; und solange meine Vogelscheuche aufgerichtet stand, sah ich keinen einzigen mehr in der ganzen Umgebung. Das beruhigte mich und gegen Ende des Monates Dezember tat ich endlich mein Getreide glücklich ein.

Ich drosch die Ähren zwischen den Händen aus und beschloß, alles für die nächste Saatzeit aufzubewahren, wo ich meinen ganzen Fleiß und alle meine Arbeitsstunden auf das große Werk verwenden wollte, mich mit Getreide und Brot zu versehen. Während der zwischenliegenden sechs Monate wollte ich meine volle Tätigkeit zur Verfertigung von Werkzeugen benützen, die mir zur Behandlung des Getreides nötig waren.

Schon seit langer Zeit hatte ich darüber nachgedacht, wie ich mir wohl einige irdene Geschirre, deren ich auch sonst sehr notwendig bedurfte, machen könnte. Ich hatte mir unendliche Mühe gegeben, um Tonerde aufzufinden, sie auszugraben, nach Hause zu schaffen, zurecht zu machen und zu modeln. Nun brachte ich endlich nach vielen Versuchen innerhalb zweier Monate zwei abenteuerlich geformte Krüge zu stande.

Als sie an der Sonne gut gebrannt und recht hart geworden waren, hob ich sie mit vieler Vorsicht auf und setzte sie in zwei große Weidenkörbe, die ich geflochten hatte, um dem Zerbrechen der Krüge vorzubeugen; den leeren Raum zwischen dem irdenen Gefäße und dem Korbe



füllte ich mit Reis- und Gerstenstroh aus. Ich gedachte nämlich, im Falle diese Krüge immer trocken blieben, mein Getreide und vielleicht selbst das daraus gewonnene Mehl in ihnen aufzubewahren.

Mit ziemlich gutem Erfolge machte ich hierauf kleinere Gegenstände, wie runde Töpfe, flache Teller und Schalen, die ich alle an der Sonne brannte. Bei alledem hatte ich noch immer keinen Topf bekommen, der Flüssigkeiten zu enthalten vermochte und den ich zugleich dem Feuer aussetzen konnte. Da fand ich eines Tages, als ich ein ziemlich starkes Feuer angemacht hatte, um Fleisch zu rösten, auf dem Herde eine Scherbe von einem meiner irdenen und zerbrochenen Töpfe, die durch die Flammen steinhart gebrannt war und rot wie ein Ziegel war. Dieser Fund überraschte mich angenehm und ich ging an den Versuch, einige meiner Töpfe selbst zu brennen. Ich stellte drei mächtige Krüge und zwei andere Töpfe übereinander auf einen großen Haufen heißer Asche und machte mit Holz ein Feuer um sie herum. Dieses unterhielt ich sowohl oben als an allen Seiten, bis ich sah, daß meine Töpfe durch und durch rotglühend waren. Nachdem ich die ganze Nacht durchwacht hatte, damit das Feuer nicht zu schnell ausgehe, sah ich mich mit anbrechendem Tage im Besitze dreier vortrefflicher Krüge und zweier Töpfe, die so gut gebrannt waren, als ich es nur immer wünschen konnte.

Man kann nicht wohl an einer Sache eine größere Freude haben, als ich sie bei dem Gedanken empfand, daß ich jetzt im Besitze von Töpfen sei, in denen ich Fleisch sieden konnte.
Mit gleich großer Mühe verfertigte ich nun einen Holzmörser, um das Getreide zu zerstampfen, und drei kleine Siebe, um das Mehl von der Spreu und Kleie trennen zu können. Den Mörser machte ich aus einem schweren Klotz, aus dem ich eine Höhlung herausbrannte, und für die Siebe benutzte ich Halsbinden von Musselin, die aus dem Schiffe stammten.
Die größte Sorge aber machte mir der Backofen, bis ich endlich folgendes Auskunftsmittel erfand: ich zündete, wenn ich backen wollte, zuerst ein großes Feuer auf meinem Herde an, der mit viereckigen Backsteinen belegt war, kehrte dann alle Asche weg, setzte meine Brotlaibe darauf und deckte sie mit einer tiefen irdenen Schüssel zu, um welche ich im Kreise heiße Asche aufschüttete.
Auf solche Weise bereitete ich mir in Zukunft Gerstenbrot, ja selbst Reiskuchen und Puddings.
Während meiner Arbeit waren meine Gedanken mehrmals mit der Entdeckung des Landes beschäftigt, welches ich auf der entgegengesetzten Seite meiner Insel erblickt hatte. Es regte sich der geheime Wunsch in mir, mich nach jener Küste zu begeben. Ich bildete mir ein, sie sei ein bewohnter Erdstrich, von welchem aus ich Mittel zu meiner Rettung finden könnte, und ich ging daran, mir aus dem Stamme eines großen Baumes ein Boot zu verfertigen.
Ich hatte eine ungeheuere Arbeit, bis nur der Baum einmal auf der Erde lag; denn ich brauchte allein zwanzig Tage, ehe ich ihn am unteren Stammende durchgehauen hatte, und dann wieder vierzehn Tage, um mit unsäglicher Mühe seinen ausgedehnten, dichten Wipfel vom Stamme zu trennen.
Alsdann verging ein Monat, bevor ich ihm jene Form gegeben hatte, die nötig war, daß er gehörig gerade auf seinem Kiel schwimmen könnte. Endlich brauchte ich beinahe drei ganze Monate, um das Innere des Stammes auszuhöhlen und ihn so zu bearbeiten, daß ein vollkommenes Fahrzeug

aus ihm wurde. Ich bediente mich dazu nur eines Meißels und eines Schlägels. Ich arbeitete mit rastlosem Eifer, bis ich ein schönes Boot zu stande gebracht hatte, welches sechsundzwanzig Mann fassen konnte, folglich groß genug war, um mich und alle meine Habseligkeiten zu tragen.
Als dieses Geschäft beendigt war, empfand ich eine ungemeine Freude über mein Werk. Jetzt blieb mir nur noch übrig, den Kahn flott zu machen. Allein alle Versuche, die ich anstellte, ihn ins Wasser zu bringen, schlugen fehl. Das allererste Hindernis war, daß er sich auf einer Anhöhe befand, die auf der Seite der Bucht eine fast senkrechte Abdachung hatte. Ich grub geduldig den Boden auf und trug das Erdreich so ab, daß es eine sanft abschüssige Fläche bildete. Aber als diese Arbeit beendet war, stellte sich mir eine noch größere Schwierigkeit entgegen: ich vermochte mein Boot nicht von der Stelle zu bewegen. Und so sah ich mich zu meinem innigsten Bedauern genötigt, meinen Reiseplan aufzugeben! Das Herz wollte mir fast darüber brechen.



Mitten unter dieser Beschäftigung war das vierte Jahr vergangen. Ich feierte den Jahrestag meiner Landung in der gleichen Sammlung des Gemütes wie die früheren Male. —
Meine Kleider fingen an, unbrauchbar zu werden, und ich mußte den Versuch

machen, mir aus den großen Schiffsmänteln und aus ähnlichen Stoffen einige neue zu verfertigen. Es gelang mir, drei Jacken zu stande zu bringen, von denen ich mir gute und lange Dienste versprach. Die Beinkleider aber fabrizierte ich aus den Fellen der Tiere, welche ich erlegt hatte. Sie gelangen mir nebst einer großen Mütze so gut, daß ich es unmittelbar nachher unternahm, auch eine Jacke aus den Fellen zu schneidern. Die ganze Kleidung hatte einen erbärmlichen Zuschnitt, aber sie tat mir gute Dienste, und wenn mich unterwegs der Regen überfiel, so war ich vollkommen dagegen geschützt, weil ich die Haare der Felle nach außen gekehrt hatte.

Ich verwendete alsdann viel Zeit und Fleiß auf die Verfertigung eines Sonnenschirmes, den ich gar zu gerne gehabt hätte. Ich gab mir unendliche Mühe damit und es dauerte sehr lange, bis ich etwas zu stande brachte, das einem Schirm nur einigermaßen ähnlich sah. Selbst als ich glaubte, meinen Zweck erreicht zu haben, verdarb ich zwei oder drei Stoffe, bevor etwas zum Vorschein kam, das meinem Geschmack entsprach. Doch endlich gelang mir auch dieses. Die größte Schwierigkeit dabei war, den Schirm zum Zusammenlegen einzurichten. Ich überzog ihn mit einem Felle und kehrte dessen haarige Seite wieder nach außen, wodurch jener nicht nur den Regen, sondern auch die Sonnenstrahlen so gut abhielt, daß ich mich jetzt beim heißesten Wetter mit noch größerer Annehmlichkeit im Freien bewegen konnte, als es vorher beim kühlsten Wetter der Fall gewesen war. —

So lebte ich denn endlich sehr behaglich. Während weiterer fünf Jahre begegnete mir kein außerordentliches Ereignis. Mein Leben floß still dahin, ohne daß eine Veränderung in meiner Lage und in meinen örtlichen Verhältnissen eingetreten wäre.

In den letzten zwei Jahren hatte ich mir ein neues Boot gebaut; es war zu klein, um darin das Festland zu erreichen, aber ich beschloß, meine Insel mit ihm zu umschiffen.

In dieser Absicht brachte ich einen kleinen Mast auf meinem Boote an und verfertigte ein Segel aus einigen Stücken derer, die ich aus dem

Schiffe gerettet hatte. An den beiden Enden der Barke brachte ich kleine Kasten und Koffer für meinen Mund- und Schießbedarf an und in ihrem Boden höhlte ich eine lange Vertiefung aus, die gerade groß genug war, um meine Flinte hineinzulegen. Meinen Sonnenschirm pflanzte ich im Hinterteile des Bootes auf. Er sollte die Hitze von mir abhalten. So ausgerüstet, machte ich von Zeit zu Zeit eine Spazierfahrt auf der See, ging aber niemals weit und kehrte stets wieder nach meinem Schlupfhafen zurück. Endlich aber, ungeduldig, den Umfang meines kleinen Reiches kennen zu lernen, entschloß ich mich zur Umschiffung. Ich nahm zwei Dutzend meiner Gerstenbrote, einen irdenen Topf mit getrocknetem Reis, eine halbe Ziege, Pulver und Blei und zwei Schiffsmäntel mit. Den einen, um mich darauf zu legen, den andern, um des Nachts mich zuzudecken.
Die Reise dauerte viel länger, als ich es erwartet hatte. Die Insel selbst war wohl nicht sehr breit, doch ich fand, als ich an ihrer östlichen Küste angelangt war, ein mächtiges Felsenriff, welches sich zwei Stunden weit ins Meer hinausdehnte, jenseit seiner aber eine trockene Sandbank, die über eine halbe Stunde lang war. Ich warf meinen Anker aus, nahm meine Flinte, ging ans Land und erstieg einen Hügel, der dieses Vorgebirge zu beherrschen schien. Von ihm aus konnte ich die ganze Ausdehnung des Riffes übersehen und beschloß, mich nach einer ausgiebigen Rast weiter vorwärts zu wagen.
Ich verweilte zwei ganze Tage auf dem Hügel, weil der Wind ungünstig war und eine heftige Brandung an dem Vorgebirge hervorbrachte. Als er sich am Morgen des dritten Tages gelegt hatte und die See vollkommen ruhig war, wagte ich es, meine Fahrt fortzusetzen. Kaum hatte ich indes das Vorgebirge erreicht, als ich mich in tiefen Gewässern und in einer reißenden Strömung befand, die einer Mühlenschleuse glich. Sie trieb mein Fahrzeug mit solcher Heftigkeit weiter, daß ich, aller erdenklichen Anstrengung ungeachtet, nicht mehr in der Nähe des Gestades bleiben konnte und immer weiter und weiter mitgerissen wurde.
Man kann sich kaum einen Begriff von meiner Bestürzung machen, da ich mich von meiner vielgeliebten Insel entfernt und mitten in den weiten Ozean



getrieben sah. Schon lag jene mehr als zwei Stunden von mir und ich verzweifelte daran, sie jemals wieder zu sehen.
Unterdessen arbeitete ich beständig und streng darauf los, bis meine Kräfte fast erschöpft waren, die Barke aus der Strömung zu lenken. Gegen die Mitte des Tages glaubte ich, auf meinem Gesichte einen leichten Windzug zu fühlen, der mir günstig wehte. Das gab mir wieder etwas Mut, besonders als sich der Wind nach einer halben Stunde ziemlich frisch erhob. Ich richtete meinen Mast von neuem auf, spannte mein Segel aus und nahm meine Richtung möglichst nördlich, um aus der Strömung zu kommen. Kaum war dieses geschehen und kaum fing mein Boot an, dicht am Winde zu segeln, als ich sah, daß in einer Entfernung von einer halben Meile Felsen die Strömung in zwei Teile teilten, von denen der eine mit großer Kraft zurück nach Norden drängte. Hastig brachte ich meine Barke in die Richtung dieses Wirbels und ließ mich, den Wind im Rücken, von der ungestümen Gegenströmung forttreiben.
Der Wirbel brachte mich etwa eine Stunde weit wieder auf meine Insel zu, aber doch um zwei Stunden nördlicher als die Strömung, die mich im Anfang getrieben hatte. Ich befand mich in der Gegend der nördlichen Küste der Insel, das heißt auf der entgegengesetzten Seite von jener, wo ich sie verlassen hatte. Gegen ungefähr fünf Uhr des Nachmittages betrat mein Fuß wieder das Land.
Ich fiel auf die Kniee nieder und dankte Gott für meine Errettung.
Aber ich war in nicht geringer Verlegenheit, wie ich mit meinem Fahrzeug nach Hause kommen sollte. Die Gefahr, welche ich überstanden hatte, war zu groß gewesen und ich wußte jetzt zu gut, was ich wagte, wenn ich daran denken wollte, auf demselben Wege heimzukehren. Endlich entschloß ich mich — jedoch erst im Laufe des nächsten Morgens — längs der Küste nördlich weiterzufahren, um einen Schlupfhafen aufzusuchen, wo ich meine kleine Fregatte in Sicherheit bringen und sie wieder finden könnte, im Falle ich ihrer bedürfte.
Nachdem ich etwa drei Meilen dicht am Gestade zurückgelegt hatte, entdeckte ich eine sehr gute Bucht, die gegen eine Meile weit ins Land hinein-

ragte und bis zur Mündung eines kleinen Flusses immer enger wurde. Mein Fahrzeug befand sich in ihr wie in einem eigens gemachten Becken. Ich wurde bald gewahr, daß ich mich etwas weiter als an der Stelle befand, wohin ich bei meiner Fußreise an diese Küste gelangt war. Ich nahm bloß meine Flinte und meinen Schirm aus dem Boot, denn die Hitze war sehr drückend, und machte mich auf den Weg nach meinem Landsitz. Gegen Abend erreichte ich die Sommerlaube. Ich stieg über die Palisaden und legte mich in den Schatten, um auszuruhen.

Weil ich sehr ermüdet war, schlief ich bald ein. Auf einmal wurde ich durch eine Stimme aus dem Schlafe geweckt, die mir zurief: „Robinson, Robinson, Robinson Crusoe! Wo bist du, Robinson? Wo bist du gewesen?"

Da ich während der einen Hälfte des Tages gerudert hatte und während der anderen gegangen war, schlief ich so fest, daß ich nur halb erwachte und zu träumen vermeinte, es spreche jemand mit mir. Die Stimme fuhr indessen fort, mich beim Namen zu rufen, bis ich endlich, sehr erschreckt, völlig wach wurde. Kaum hatte ich aber die Augen geöffnet, so sah ich meinen Papagei oben auf der Umzäunung sitzen und überzeugte mich auch bald, daß er gesprochen hatte. Gerade diese kläglichen Worte hatte ich ihm gewöhnlich vorgesagt, um sie ihn zu lehren, und er behielt sie so gut, daß er mir oft auf die Hand flog, seinen Schnabel meinem Gesichte näherte und mir zurief: „Armer Robinson Crusoe, wo bist du? Wo bist du gewesen?"

Ich hielt dem Vogel meine Hand hin und rief seinen Namen: „Poll!" Er flog auf mich zu und setzte sich auf meinen Daumen und sprach neuerlich. Es war, als ob er entzückt wäre, mich wieder zu sehen. Ich nahm ihn dann mit mir in meine Wohnung.

Jetzt war ich auf einige Zeit der Seefahrten überdrüssig und verbrachte beinahe ein Jahr in einem zurückgezogenen, ruhigen Leben.

Während dieser Zeit vervollkommnete ich mich in allen mechanischen Fertigkeiten, zu deren Übung mich meine Bedürfnisse zwangen.

Ich glaube in der Tat, besonders wenn ich bedenke, wie wenige Werkzeuge ich hatte, daß ich nach und nach ein sehr guter Zimmermann geworden wäre.

Außerdem brachte ich es zu einer unerwarteten Verbesserung meiner Töpferwaren. Ich verfiel auf den guten Gedanken, sie mit einem Rad zu formen. Dadurch konnte ich die Gefäße leicht rund und wohlgestalt herstellen, während sie früher unförmlich und abscheulich ausfielen.
Nie jedoch war ich so stolz auf mein Werk und so hoch erfreut über eine Erfindung, als da es mir gelang, eine Tabakspfeife zuwege zu bringen. Sie war zwar häßlich, sehr grob gearbeitet und aus roter, gebrannter Erde wie mein übriges Töpfergeschirr gemacht, allein sie war hart und fest und hatte einen guten Zug. Ich vergnügte mich außerordentlich mit ihr, denn ich war von jeher an das Rauchen gewöhnt.
Auch in der Korbflechterei machte ich bedeutende Fortschritte und verfertigte, so gut es mir meine Erfindungskraft gestattete, eine Menge nützlicher Körbe. Sie waren zwar nicht sehr zierlich, jedoch sehr bequem zur Aufbewahrung und zum Tragen von allerlei Gegenständen.
Da mein Pulvervorrat beträchtlich abnahm, begann ich ernstlich nachzudenken, was ich tun müsse, wenn er einmal ganz zu Ende sei, um trotzdem Ziegen erlegen zu können.
Die kleine Ziege, die ich im dritten Jahre meines Aufenthaltes auf der Insel gefangen und gezähmt hatte, war zur alten Ziege geworden. Ich hatte mich durchaus nicht entschließen können, sie zu schlachten. Sie war endlich vor Altersschwäche gestorben. Ich sah aber ein, daß ich notwendig Ziegen aufziehen müsse und so endlich eine ganze Herde um mein Haus herum haben könnte. Ich zäunte deshalb einen Raum ein, der hinlänglich groß war, um so viele Tiere zu fassen, als ich während geraumer Zeit brauchen mochte. Dann fing ich in Fallgruben drei junge Ziegen, die ich durch Hunger zähmte und schließlich in die Umzäunung einschloß. Nach Verlauf eines Jahres hatte ich bereits eine Herde von zwölf Stück — teils Böcken, teils Ziegen, teils Zicklein; und zwei Jahre später besaß ich deren dreiundvierzig, obschon ich mehrere zu meiner Nahrung geschlachtet hatte. Ich konnte jetzt nicht nur Ziegenfleisch essen, wann und so viel mir beliebte, sondern ich gewann auch Milch, woran ich zuerst gar nicht gedacht hatte; ja, es gelang mir sogar, freilich nach einer Menge fruchtloser Versuche, Butter und Käse zu bereiten.

Wie erbarmungsvoll weiß doch der erhabene Schöpfer mit den von ihm geschaffenen Wesen zu verfahren, selbst wenn sie in die trostloseste Lage versetzt zu sein scheinen. Welche Tafel hatte er mir nicht in der Wüste gedeckt, wo ich im Anfange nur Hunger und Tod erblickte! Auch dem ernstesten Menschen würde ich ein Lächeln abgenötigt haben, wenn er mich mitten unter meiner kleinen Familie hätte können zu Mittag speisen sehen. Da herrschte ich majestätisch, als unumschränkter Fürst und Herr der ganzen Insel. Mir stand das Recht über Tod und Leben aller meiner Untertanen zu; ich konnte sie hängen und vierteilen, ihnen die Freiheit schenken oder nehmen. Unter meinem Volke gab es keine Rebellen.

Einem Könige gleich, speiste ich allein, umgeben vom Schwarm meiner Höflinge! Nur „Poll", mein Günstling, hatte die Erlaubnis, mit mir zu sprechen. Mein getreuer Hund, der jetzt alt und schwächlich geworden war, saß stets zu meiner Rechten — er starb, nachdem er mir sechzehn Jahre ein sehr angenehmer und treuer Gefährte gewesen war. Meine zwei Katzen nahmen auf dem Tische Platz, jede an einem entgegengesetzten Ende desselben, begierig die Bissen erwartend, die ihnen von Zeit zu Zeit meine königliche Hand als Zeichen besonderer Huld und Gnade spendete.

Die beiden Katzen waren freilich nicht jene, welche ich vom Schiffe mitgebracht; diese waren gestorben und ich hatte sie in der Nähe meiner Wohnung eigenhändig begraben. Eine davon hatte jedoch Junge bekommen, von denen ich nur zwei zähmte und aufzog, während die anderen wild in den Wäldern umherliefen und mir mit ihrer Nachkommenschaft in der Folge sehr lästig wurden; denn sie schlichen oft in meine Wohnung und bestahlen mich so unverschämt, daß ich mich genötigt sah, auf sie zu schießen und einen großen Teil von ihnen auszurotten. Endlich mieden sie mich und meinen Hof, unter welchem ich auf eine so glänzende Weise lebte, keinen anderen Wunsch mehr in meinem Herzen als nach geselligem Umgang.

Mir war es sehr am Herzen gelegen, mein Boot bei mir zu haben. Ich hatte indes keine Lust, deshalb ein neues Wagnis zu bestehen, und war unschlüssig. Einmal zerbrach ich mir den Kopf, wie ich es am bequemsten herbeischaffen könnte, ein anderes Mal entschloß ich mich, es ganz entbehren zu wollen.



Sonderbarerweise trieb mich aber eine mir unerklärliche Unruhe immer wieder nach jener Landspitze, auf der ich bei meinem letzten Ausflug den Hügel bestiegen hatte, um die Küste und die Richtung der Strömung zu erforschen. Dieser Wunsch wurde täglich lebhafter in mir. Endlich war ich willens, ihm nachzugeben. Ich nahm mir vor, zu Lande, längs der Küste, nach der Landspitze zu gehen.

Wenn jemand in England einem Menschen von dem Aussehen begegnet wäre, das ich auf meiner Wanderung hatte, wäre er entweder erschrocken oder in ein lautes Gelächter ausgebrochen.

Ich selbst blieb zuweilen stehen, um mich zu betrachten, und konnte nicht umhin, bei der Vorstellung zu lächeln, ich ginge in einem solchen Aufzuge durch meine Heimat.

Auf dem Haupte saß mir eine große, hohe, unförmliche Mütze aus Ziegenfell, an der hinten ein Schild herunterhing. Er sollte gegen die Sonne schützen und das Regenwasser verhindern, mir ins Genick zu träufeln. Unter meinem Himmelsstriche war es nämlich der Gesundheit sehr nachteilig, wenn der Regen zwischen die Haut und die Kleider drang.

Die Schöße meiner kurzen Jacke von Ziegenfell fielen bis auf die halben Schenkel hinab und meine kurzen Beinkleider waren an den Knien offen. Sie bestanden aus dem Fell eines uralten Ziegenbockes, dessen zottige Haare nun auf allen Seiten so weit herabhingen, daß die Beinkleider wie lange Hosen bis unter die Waden reichten.

Schuhe und Strümpfe besaß ich nicht. Ich hatte mir dafür ein paar Dinger verfertigt, denen ich keine Namen zu geben weiß. Sie hatten einige Ähnlichkeit mit Halbstiefeln, schlossen sich eng an die Beine an und waren auf der Seite wie Gamaschen zusammengeschnürt. Sie standen übrigens in schöner Übereinstimmung mit dem barbarischen Aussehen meiner ganzen Tracht.

Meine Lenden umgab ein breiter Gürtel aus getrockneter Ziegenhaut. Ich befestigte ihn, in Ermanglung einer Schnalle, mit zwei Riemen. Anstatt eines Schwertes und eines Dolches hing an der einen Seite des Gürtels eine kleine Säge, an der anderen ein Beil herab.

Über der rechten Schulter trug ich ein Wehrgehänge. An seinem Ende, unter meinem linken Arm, befanden sich zwei Taschen aus Ziegenfell, in deren eine ich das Pulver und in deren andere ich das Blei hineintat. Auf meinem Rücken saß ein Korb, auf meiner Schulter lag eine Flinte und über meinem Haupte thronte endlich der große häßliche Schirm aus Bocksfell. Er war jedoch nach der Flinte das notwendigste Stück meines Anzuges.
Meine Gesichtsfarbe war nicht so sehr von der Sonne verbrannt, als man es von einem Menschen hätte denken sollen, der nur neun bis zehn Grade vom Äquator entfernt lebte. Anfangs hatte ich meinen Bart eine Viertelelle lang wachsen lassen, später schnitt ich ihn ziemlich kurz ab. Nur die Haare auf der Oberlippe zog ich zu einem mächtigen Schnauzbarte heran, wie ihn die Türken in Afrika trugen. Ich will nicht behaupten, dieser Schnauzbart sei so lang gewesen, daß er mir bis zu den Hüften gereicht wäre, allein er hatte doch eine so bedeutende Länge und eine so riesige Form, daß er in England für wahrhaft furchtbar gegolten hätte.
In dieser Tracht unternahm ich also die neue Reise. Ich brachte auf ihr fünf bis sechs Tage zu. Ich wanderte anfangs die Küste entlang, gerade auf den Ort zu, wo ich mich das erstemal mit meinem Boot vor Anker gelegt hatte. Dann begab ich mich auf dem kürzesten Wege nach dem Hügel. Ich richtete meine Blicke auf das Felsenriff, welches ich ehemals mit meinem Boote zu umschiffen hatte, und erstaunte nicht wenig, das Meer ganz ruhig und sanft zu sehen. An keiner Stelle war eine Brandung oder eine Strömung wahrzunehmen.
Ich wußte nicht, wie ich mir diese Veränderung erklären sollte, und nahm mir daher vor, zu beobachten, ob nicht etwa die Ebbe und Flut die Ursache der ganzen Meeresbewegung seien. Und tatsächlich — ich überzeugte mich gegen Abend, daß die Ebbe, die von Westen ausging, sich mit dem Wasserlaufe irgend eines großen Festlandflusses vereinigen mußte und derart die Ursache der Strömung wurde. Allerdings war diese jetzt eine Stunde von der Landspitze entfernt, während sie bei meinem unglücklichen Abenteuer so nahe der Küste kam, daß sie mich mit sich fortriß.

Ich schloß aus meinen Beobachtungen, daß ich sehr leicht mein Fahrzeug zurückführen konnte, wenn ich auf die Zeit von Ebbe und Flut gebührend Rücksicht nahm.

Ich besuchte nun das Boot häufig und trug große Sorgfalt dafür. Manchmal bestieg ich es auch und machte eine kleine Lustfahrt darin. Allein ich wagte niemals eine größere Reise; ich entfernte mich höchstens auf ein oder zwei Steinwürfe vom Gestade. Ich hatte noch immer Angst, abermals von den Strömungen, dem Winde oder irgend einem anderen widrigen Umstand mit fortgerissen zu werden.

Die ganze Herrlichkeit dauerte so lange, bis ein Ereignis mein heiteres Glück mit einem Schlage vernichtete.

Eines Tages nämlich, als ich gegen Mittag mein Boot wieder besuchte, entdeckte ich im Sande des Ufers die unverkennbare Spur eines nackten Menschenfußes. Wie vom Donner gerührt, blieb ich stehen. Es war mir, als hätte ich ein grauenhaftes Schreckbild gesehen.

Ich horchte aufmerksam, ich schaute mich nach allen Seiten um; allein ich sah und hörte nichts. Ich begab mich auf eine kleine Erhöhung, um die Blicke weiter aussenden zu können, ging dann ans Gestade zurück und stieg bis ans Meer die Küste hinab. Nichts regte sich und ich konnte, außer der einen Spur, keine andere entdecken.

Ich kehrte zu ihr zurück, um mich zu versichern, ob sie nicht vielleicht gar nur eine Täuschung gewesen. Aber der Abdruck eines menschlichen Fußes war unbestreitbar. Deutlich konnte man die große Zehe, die Ferse, kurz alle Teile wahrnehmen. Wie war dieser Fuß hierher gekommen? Ich wußte es mir auf keine Weise zu erklären.

Nachdem tausend verworrene Gedanken meinen Kopf durchkreuzt hatten, floh ich, gleichsam außer mir, meiner festen Burg zu. In der schrecklichsten Angst blickte ich alle zwei bis drei Schritte um mich. Ich erschrak vor jedem Baume, vor jedem Strauche und verwandelte jeden entfernten Baumstrunk in eine Menschengestalt.

Als ich bei meiner Wohnung angekommen war, stürzte ich mich wie ein Verfolgter hinein. Ob ich mit einem Satze über die Leiter sprang oder ob ich

durch die Öffnung im Felsen, die ich Tür nannte, schlüpfte, erinnere ich mich nicht mehr. Ich konnte die ganze Nacht nicht einschlafen. Die Gebilde meiner Einbildungskraft brachten mich in solche Verwirrung, daß ich nichts als Unheil für mich voraussah. Ich erkannte, daß die Wilden vom Festlande meine Insel besucht haben mußten.

Mitten unter diesen Gedanken und Beängstigungen fiel mir ein, jene Spur eines Trittes könnte gar wohl meine eigene Fußstapfe sein, die ich am Gestade zurückgelassen hatte, als ich einen Gang nach meiner Barke gemacht. Ich wurde wieder ruhiger. Ich faßte Mut und streckte verstohlen den Kopf aus meinem Verhau hinaus. Da ich die Höhle seit drei Tagen und drei Nächten nicht verlassen hatte, fühlte ich mich aus Mangel an Nahrungsmitteln etwas schwach: ich hatte nur noch einige Gerstenzwiebacke und etwas Wasser im Hause.

Ich bedachte jetzt auch, daß meine Ziegen notwendig gemolken werden mußten, was meine gewöhnliche Abenderholung gewesen war, und daß die armen Tiere durch diese Vernachlässigung wahrscheinlich sehr gelitten hätten. Ich wagte es, meine Wohnung zu verlassen, und begab mich zu meiner Herde. Aber ich schritt sehr furchtsam weiter, schaute mich oft ängstlich um und war alle Augenblicke bereit, meinen Korb stehen zu lassen und zu entfliehen, um mein Leben in Sicherheit zu bringen.

Um mich zu beruhigen, wollte ich an das Gestade zurückkehren, die Spur des Trittes noch einmal ansehen, sie gegen meinen Fuß abmessen und mich versichern, ob sie einige Ähnlichkeit mit ihm habe. Ich führte alsbald meinen Entschluß aus. Als ich mich aber an Ort und Stelle befand, erkannte ich, daß die Spur von einem fremden Fuß herrühren mußte.

Es ergriff mich ein kalter Schauder, als hätte ich das Fieber. Und da ich heimkehrte, konnte ich den Gedanken nicht los werden, daß ein Mensch oder mehrere Menschen an dieser Küste gelandet hätten, oder daß meine Insel bewohnt sei und daß ich sehr leicht überrumpelt werden könnte. Was ich aber zu meiner Sicherheit tun sollte, das wußte ich zunächst nicht. Mein allererster Plan war, alle meine Umzäunungen niederzureißen und meine zahmen Tiere frei im Walde umherlaufen zu lassen; aus Furcht, der



Feind möchte, wenn er die Herden entdeckte, durch die Hoffnung auf weitere Beute angelockt werden, häufig auf meiner Insel zu erscheinen.
Diese verzweifelten Gedanken hielten mich die ganze Nacht wach, bis ich endlich gegen Morgen einschlief. Die Abspannung meiner Seele und die Erschöpfung meiner Geisteskräfte gewährten mir einen tiefen Schlaf, aus dem ich ungleich ruhiger erwachte. Ich fing an, besonnener zu überlegen. Ich hatte jetzt fünfzehn Jahre an diesem Orte zugebracht und nie auch

nur den Schatten einer menschlichen Gestalt gesehen; es war also wahrscheinlich, daß, wenn zuweilen Menschen hier landeten, sie sich ungesäumt wieder einschifften, weil sie es bis jetzt noch nicht für gut befunden hatten, sich anzusiedeln. Die größte Gefahr, der ich ausgesetzt sein konnte, war folglich eine solche zufällige Landung der Bewohner des benachbarten Festlandes und es blieb mir nichts anderes zu tun übrig, als mir eine zuverlässige Zufluchtsstätte zu sichern für den Fall, daß ich die Wilden landen sehen sollte.

Ich begann jetzt zu bereuen, daß ich mir eine Grotte gegraben und ihr einen Ausgang gegeben hatte, der außerhalb der Stelle führte, wo sich mein Wall mit den Felsen verband. Nach reiflicher Überlegung beschloß ich, in einem genügend großen Halbkreise eine zweite Verschanzung anzulegen, und zwar in einiger Entfernung von meinem Wall, gerade da, wo ich vor zwölf Jahren die doppelte Reihe von Bäumen gepflanzt hatte. Diese Bäume standen so nahe beisammen, daß ich bloß einige Pfähle dazwischen in die Erde zu schlagen brauchte, um alsbald eine dicke und starke Mauer zu haben.

Ich brachte in diesem neuen Wall sieben Schießscharten an, die gerade so weit waren, daß man den Arm durchstecken konnte, und durch die ich die sieben aus dem Schiffe geretteten Flinten steckte. Als diese Arbeit vollendet war, schlug ich, um mein Bollwerk zu verdecken, in der ganzen nächsten Umgebung Pfähle in die Erde aus dem weidenähnlichen Holze, das so leicht heranwuchs.

Nach Verlauf von zwei Jahren hatte ich einen dichten Zaun und nach fünf bis sechs Jahren befand sich vor meiner Wohnung ein Gehölz, das so ungeheuer gewuchert hatte, daß es in der Tat undurchdringlich geworden war. Sicher wäre es niemandem eingefallen, hinter ihm irgend etwas, am wenigsten aber eine Wohnung zu vermuten.

Da ich keinen Eingang in die Umzäunung angebracht hatte, bediente ich mich zum Ein- und Ausgehen zweier Leitern. Vermittels der ersten stieg ich auf eine nicht sehr hohe Stelle des Felsens, wo sich ein Raum befand, um die zweite anzulegen; hatte ich dann beide Leitern an mich gezogen, so war kein Mensch im stande, mich zu erreichen, ohne sich zu verwunden.

Und wäre es ihm auch geglückt, durch das Gehölz zu gelangen, so hätte er sich noch immer außerhalb meiner äußeren Mauer befunden.
Während dieser Arbeiten vernachlässigte ich jedoch meine übrigen Angelegenheiten nicht ganz. Besondere Sorgfalt widmete ich meiner kleinen Ziegenherde, die nicht nur meine Bedürfnisse befriedigte, ohne daß ich mein Pulver und Blei zu verschießen brauchte, sondern mich auch der Anstrengungen der Jagd überhob. Damit ich, wenn je meiner Hauptherde ein Unglück widerführe, in kurzer Zeit und mit geringer Mühe den Schaden wieder ersetzen könne, ging ich daran, einen zweiten, sehr verborgenen, waldumschlossenen Platz einzuzäunen, in den ich dann zehn Ziegen und zwei Böcke hineintrieb.
Und an all dieser Arbeit war die Spur eines einzigen Menschenfußes schuld! Nachdem ich so einen Teil meiner Herde in Sicherheit gebracht hatte, durchstreifte ich die ganze Insel nach einem zweiten heimlichen Ort, dem ich einen ähnlichen Teil anvertrauen konnte.
Eines Tages hatte ich mich mehr als je der westlichen, mir unbekannten Seite der Insel genähert. Ich hatte einen Hügel erklommen und sah auf das Meer hinaus. Auf einmal bemerkte ich auf dem Wasser in weiter Entfernung einen dunklen Fleck. Ich hielt ihn für ein Fahrzeug. Aber die Entfernung war so groß, daß ich kein sicheres Urteil fällen konnte.
Ich hatte in einem aus dem Schiffe geretteten Matrosenkoffer einige Fernrohre gefunden; bislang hatte ich sie nicht benützt, nun nahm ich mir vor, künftig nicht mehr ohne Fernrohr auszugehen.
Kaum war ich von dem Hügel zu der Küste der Insel hinabgestiegen, als mir der schauderhafteste Anblick wurde: das ganze Gestade war mit Schädeln, Händen, Füßen und anderen menschlichen Gebeinen übersät. Besonders fiel mir eine Stelle auf, an der jemand Feuer angemacht und eine runde Vertiefung in die Erde gegraben hatte. Ohne Zweifel hatten hier Wilde Platz genommen, um Menschenfleisch zu braten und zu verspeisen.
Diese Entdeckung erstarrte mich so, daß sogar der Gedanke an meine eigene Gefahr auf einige Zeit verschwand. Alle meine Angst ging in dem scheußlichen Eindrucke unter.



Mit Schauder wandte ich mich endlich von dem Platze ab. Es wurde mir übel. Als ich mich erholt hatte, bestieg ich wieder rasch den Hügel und wanderte meiner Wohnung zu.
In meiner Burg angekommen, begann ich viel ruhiger über meine Lage zu denken, als ich es je zuvor getan. Ich überlegte, daß die Wilden niemals auf die Insel kamen, um Beute zu suchen, sondern bloß, um ihre empörenden Feste zu feiern. Bei dem eingezogenen Leben, das ich führte,

konnte ich wohl noch weitere achtzehn Jahre ebenso auf der Insel hinbringen, wie die schon auf ihr verlebten. Ich durfte mich nur nicht selbst verraten. Ich mußte darauf bedacht sein, mich stets verborgen zu halten — so lange, bis ich einmal besseren Menschen als Kannibalen begegnete. Allerdings stimmte mich meine Entdeckung auf lange Zeit düster und ich beschränkte mich während zweier Jahre ganz auf meine drei Ansiedelungen — meine Burg, mein Landhaus und meine Umzäunungen im Walde. Ich trug nun stets außer der Flinte auch zwei von den drei Pistolen bei mir, die ich aus dem Schiffe gerettet hatte. Sie steckten in meinem Gürtel aus Ziegenfell. Ferner hatte ich einen der großen Stutzdegen aus dem Schiffe poliert und mir eine Kuppel dazu verfertigt, um ihn ebenfalls tragen zu können. Mein Boot führte ich vorsichtig in eine kleine Bucht, die ich nicht fern meiner Wohnung am Fuße einiger hohen Felsen gefunden hatte. Ich konnte gewiß sein, daß die Wilden, der Strömungen wegen, es weder wagen noch beabsichtigen mochten, in sie mit ihren Fahrzeugen zu kommen.
Die beständige Angst und die Gefahren, unter denen ich meine Tage verlebte, versetzten meiner Betriebsamkeit und mit ihr auch allen Verbesserungsplänen, die ich zur Annehmlichkeit meines Lebens entworfen hatte, den Todesstreich. Ich war jetzt ungleich mehr auf meine Sicherheit als auf meine leiblichen Bedürfnisse bedacht. Ich getraute mir nicht einmal mehr, einen Nagel einzuschlagen oder ein Stück Holz zu fällen, noch weniger, meine Flinte abzufeuern. Ich hatte Furcht, der dadurch verursachte Lärm könnte die Aufmerksamkeit eines zufälligen Horchers fesseln. Feuer machte ich nur mit großer Besorgnis an. Der Rauch war am Tag auf eine große Entfernung sichtbar und konnte mich verraten.
Welches Entzücken bereitete es mir deshalb, da ich eines Tages von ungefähr im Walde eine natürliche Höhle entdeckte! Ihr Eingang befand sich am Fuße eines mächtigen Felsens hinter den dicht verwachsenen Zweigen eines Gesträuches.
Als ich das erstemal in die Höhle gedrungen war und meine Blicke nach ihrem finsteren Hintergrunde richtete, gewahrte ich zwei große blitzende Augen. Entsetzt eilte ich zurück. Nach einer kleinen Pause faßte ich wieder

Mut. Ich ergriff einen brennenden Kienspan und stürzte damit in die Höhle. Kaum hatte ich aber drei Schritte hinein getan, als ich fast noch heftiger erschrak als das erstemal: ich vernahm einen tiefen Seufzer. Er war ähnlich dem Gestöhn eines leidenden Menschen. Abgebrochene Töne, halb ausgesprochenen Worten gleich, folgten ihm. Dann klagte wieder ein tiefer Seufzer.

Ich wich nun mit solchem Entsetzen zurück, daß kalter Schweiß mir auf die Stirne trat und meine Kniee zitterten. Lange wagte ich mich nicht vor. Endlich hatte ich mich wieder gesammelt und drang noch einmal in die Höhle. Und nun erblickte ich im Scheine meiner Fackel einen alten, ungeheueren Ziegenbock, der auf der Erde lag und mit dem Tode zu ringen schien. Er war aus Altersschwäche dem Verscheiden nahe.

Ich stieß ihn ein wenig mit dem Fuße. Ich wollte sehen, ob ich ihn vielleicht hinausbringen könnte. Er versuchte auch aufzustehen, aber er war es nicht mehr im stande. Mir fiel ein, daß er ganz gut in der Höhle bleiben und, solange noch ein Lebensfunke in ihm war, ebensogut wie mir den Wilden Schrecken einjagen konnte, wenn sie dreist genug wären, in diese schauerliche Höhle zu dringen.

Die Höhle war sehr klein. An ihrer tiefsten Stelle führte eine so niedere Öffnung weiter, daß ich gezwungen war, auf Händen und Füßen durchzukriechen. Weil ich keine Fackel bei mir hatte, traute ich mich nicht weit vor. Doch ich beschloß, am nächsten Tage mit Lichtern und mit einem Feuerzeug wiederzukommen, das ich mir aus einem alten Flintenschloß verfertigt hatte. Da fand ich nun, daß der Schlund in ein hohes Gewölbe führe. Niemals hatte ich auf der Insel ein prächtigeres Schauspiel gesehen als die Wände und die Decke dieses Gewölbes. Das Licht meiner beiden Kerzen spiegelte sich tausendfältig in glänzenden glatten Kristallen und Gesteinen. Der Boden der Grotte war eben, ganz trocken und mit feinem, beweglichem Kies bedeckt. Ich sah in ihm keine Spuren von unsauberen Tieren und bemerkte auch an den Wänden weder Wasser noch Feuchtigkeit.

Ich nahm mir vor, jene Gegenstände in die Höhle zu bringen, an deren Erhaltung mir am meisten gelegen war. Vor allem schaffte ich in sie mein



Pulver, zwei meiner drei Jagdflinten und drei meiner Musketen, von denen ich im ganzen acht besaß. Die fünf, die ich in meiner Burg zurückließ, blieben, gleich Kanonen, auf meiner äußeren Verschanzung aufgepflanzt. Der alte Ziegenbock starb nahe beim Eingange der Höhle einen Tag nachher, als ich diese entdeckt hatte. Ich schaffte ihn nicht hinaus, sondern fand es bequemer, ein großes Loch zu graben, seinen schweren Körper hineinzuwälzen und mit Erde gut zu bedecken.

Es war zur Zeit meiner Ernte, im Dezember des dreiundzwangzigsten Jahres, das ich auf der Insel zubrachte, als ich eines Morgens, an dem ich vor Tagesanbruch schon ausgegangen war, durch den Schimmer eines Feuers überrascht wurde. Es brannte am Gestade in einer Entfernung von etwa zwei Meilen, und zwar auf der von mir bewohnten Seite der Insel. Mich ergriff eine schreckliche Angst. Ich kehrte geraden Weges nach meiner Burg zurück, suchte allen äußeren Gegenständen ein so viel wie möglich wildes, natürliches Aussehen zu geben und zog dann meine Leiter hinein. Hierauf setzte ich mich in Verteidigungszustand. Ich lud meine sämtlichen Musketen und Pistolen. Ich war fest entschlossen, mich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren.

Als ich zwei ganze Stunden in banger Erwartung zugebracht hatte, wurde ich ungeduldig. Ich bekam Lust, zu wissen, was draußen vorgehe. An einer Seite meines Felsenhügels befand sich in etwa seiner halben Höhe eine kleine, ebene Stelle. Ich kroch auf meiner Leiter zu ihr hinauf, zog diese dann an mich, legte sie von neuem an und gelangte so auf den Gipfel des Hügels. Hier legte ich mich flach auf den Bauch und blickte durch mein Fernrohr. Ich wurde nicht weniger als neun nackter Wilder gewahr. Sie saßen im Kreise um ein kleines Feuer und bereiteten ihr grausenhaftes Mahl aus Menschenfleisch, das sie sich mitgebracht hatten. Ob in lebendem Zustande oder tot, darüber wurde ich mir nicht klar.

Die Wilden hatten zwei Boote bei sich. Da gerade die Zeit der Ebbe war, schienen sie zu ihrer Rückfahrt die wieder eintretende Flut abzuwarten.

Ich kann die Bestürzung nicht beschreiben, in die mich dieses Schauspiel versetzte. Besonders aber beunruhigte mich der Umstand, daß die Wilden auf meiner Seite gelandet waren.

Wie ich es vorausgesehen hatte, bestiegen sie ihre Boote, als die Flut gekommen war. Sobald sie sich entfernt hatten, verließ ich meinen Schlupfwinkel. Mit zweien meiner Musketen auf den Schultern, einem Paar Pistolen im Gürtel, meinem blanken Säbel an der Seite eilte ich so schnell wie möglich zu dem Hügel, wo ich die erste Spur entdeckt hatte.

Ich kam erst nach zwei Stunden dort an. Ich war zu schwer beladen, um schnell vorwärts zu schreiten. Die Wahrzeichen des Kannibalenfestes waren deutlich genug: Blut, Knochen und Abfälle von Menschenfleisch. Der Anblick erfüllte mich mit so tiefem Unwillen, daß ich mich verschwor, die ersten Wilden, denen ich begegnete, niederzumetzeln — gleichviel wer sie seien und in welcher Anzahl sie kämen.

Die Besuche der Wilden auf meiner Insel mußten aber ziemlich selten gewesen sein. Es vergingen mehr als fünfzehn Monate und ich entdeckte nicht die geringsten Spuren von ihnen.

Während der Regenzeit hätte ich sicher sein können. Die Wilden konnten in dem stürmischen Wetter ihre Heimat nicht verlassen oder wenigstens nicht auf so große Entfernung. Und doch verlebte ich auch diese Zwischenzeit wie die übrigen Monate auf eine sehr armselige Weise. Die Furcht vor einem Überfalle quälte mich Tag und Nacht. Ich muß sagen, daß die Erwartung eines Unglückes noch peinigender ist als das Unglück selbst, und ich war außer stande, mich dieser Erwartung und dieser Angst irgendwie zu entschlagen.

Meine mordlustige Stimmung hatte mich jedoch nicht verlassen. Ich brachte die größte Zeit des Tages mit dem Ausdenken von Plänen zu, wie ich die Wilden umstellen und beim ersten Zusammentreffen überfallen könnte. Einen besonderen Plan legte ich mir für den Fall zurecht, daß sie, wie das letztemal, in zwei Partien geteilt landeten. Ich habe es später bereut, meine Arbeitsstunden nicht mit Besserem ausgefüllt zu haben.

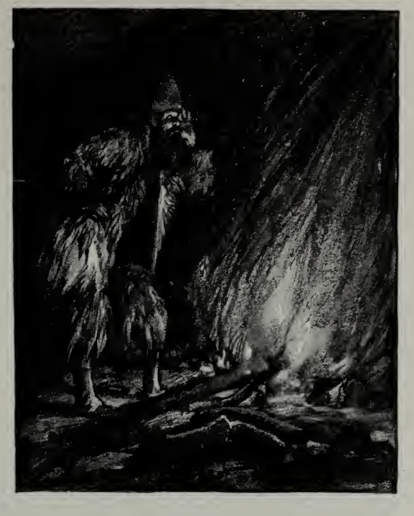
Die beständige Angst und Verlegenheit meines Geistes verzehrte fast völlig meine Lebenskräfte. Immer wieder malte ich mir aus, was ich zu erwarten hätte, wenn ich eines Tages in die Hände dieser unbarmherzigen Geschöpfe fiele. Wagte ich mich zuweilen hinaus, so geschah es nur mit aller mög-



lichen Sorgfalt; wie ein Schuldbeladener schlich ich stets vorsichtig und warf nach allen Seiten unruhige Blicke.
Ein großer Trost war mir meine Ziegenherde. Nun erst bedachte ich recht die glückliche Umsicht, die mich geleitet hatte, sie aufzuziehen. Denn ich durfte bei keiner Gelegenheit einen Schuß wagen, am allerwenigsten auf der von den Wilden besuchten Seite der Insel, um jene ja nicht aufzuschrecken.
Vielleicht hätten die Wilden vor mir und meinem Gewehr ohneweiters die Flucht ergriffen, allein sie wären gewiß in einigen Tagen mit zwei- oder dreihundert Booten zurückgekommen. Und ich wußte wohl, welches Schicksal mir dann bevorstand.
Es vergingen also etliche Vierteljahre, ehe ich wieder einen der Wilden erblickte. Unter welchen Umständen es geschah, werde ich bald erzählen. Wohl möglich, daß die Wilden in der Zwischenzeit vielleicht zwei-

oder dreimal auf der Insel waren; allein entweder verweilten sie sich nicht oder waren sie von mir wenigstens nicht wahrgenommen worden.
Es war im Mai des vierundzwanzigsten Jahres meines Einsiedlerlebens auf der Insel, als mich ein sehr seltsames Ereignis wenigstens für einige Zeit aus meiner Schwermut und Angst riß.
Wenn ich mich auf meinen armseligen, hölzernen Kalender verlassen konnte — denn ich setzte meine Einschnitte in den Pfahl beständig fort — brach am 16. Mai ein heftiger Orkan los. Er war begleitet von häufigen Blitzen und Donnerschlägen und hielt den ganzen Tag an. Die darauffolgende Nacht war furchtbar. Ich las in der Bibel und stellte ernsthafte Betrachtungen über meine Lage an. Plötzlich vernahm ich einen Schall, der einem auf dem Meere gelösten Kanonenschusse glich.
Das war nun eine ganz andere Überraschung für mich als alle, die ich bisher gehabt hatte. In meinem Kopfe wurden Gedanken wach, die himmelweit von meinen früheren verschieden waren. In unglaublicher Hast sprang ich auf. In wenigen Augenblicken hatte ich meine Leiter an den Felsen angelegt und kletterte auf den Gipfel.
Kaum oben, gewahrte ich auf dem Meere einen Blitz, der mich auf einen zweiten Kanonenschuß gefaßt machte. Der Schall drang in der Tat nach einer halben Minute zu meinen Ohren. Er kam von jener Stelle des Meeres her, wo meine Barke einst von Strömungen abgetrieben wurde.
Ich bildete mir ein, daß dort ein Schiff in Gefahr wäre und daß wahrscheinlich ein anderes Schiff in der Nähe sein müsse, nach welchem jenes die Notschüsse abfeuere, um von ihm Hilfe zu erlangen. Ich hatte Geistesgegenwart genug, zu überlegen, daß die bedrängte Mannschaft, wenn auch ich ihr zu helfen nicht im stande sei, doch wenigstens mir beistehen könne. Ich raffte eiligst alles trockene Holz zusammen, welches auf dem Hügel umherlag, und bildete einen hohen Haufen daraus, den ich anzündete. Das äußerst dürre Holz brannte sehr leicht und flammte, der Heftigkeit des Windes ungeachtet, hoch in die Luft auf.
Ich hatte die Überzeugung, daß, war wirklich ein Schiff in der Nähe, die Matrosen das Feuer sehen mußten. Es verhielt sich auch ohne allen

Zweifel so; denn kaum war mein Holz in Glut geraten, so hörte ich schon einen dritten Kanonenschuß, dem noch mehrere folgten. Sie schallten alle von demselben Punkte herüber.



Ich unterhielt mein Feuer die ganze Nacht hindurch bis zum anbrechenden Tage. Als es hell wurde und der Himmel sich aufgeheitert hatte, entdeckte ich ganz an der östlichen Seite der Insel einen Gegenstand auf dem Meere. Ob dort jedoch ein Schiff oder Schiffstrümmer lägen, das konnte ich selbst mit meinem Fernrohre nicht unterscheiden. Die Entfernung war zu groß und das Wetter, wenigstens auf dem Meere, noch zu nebelig. Lange Zeit beobachtete ich diesen Gegenstand. Ich bemerkte bald, daß er sich nicht bewege, und schloß daraus, er müsse ein vor Anker liegendes Schiff sein.

Ich brannte vor Begierde, mich dessen zu versichern. Ich ergriff meine Flinte und eilte dem südlichen Teile der Insel zu, gegen die Felsen hin, wo ich einst von den Strömungen fortgerissen worden war.

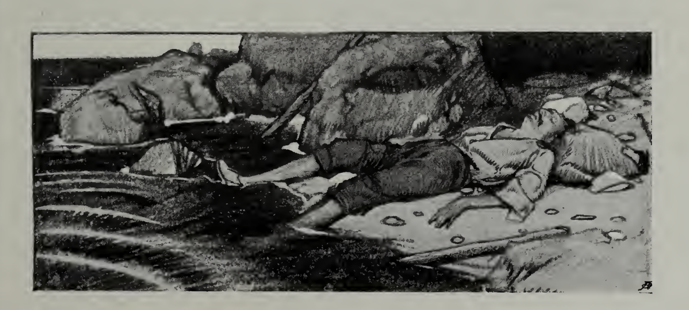
Ich erkletterte deren Gipfel und sah nun — bei vollkommen hellem Wetter — ganz deutlich, freilich zu meinem großen Verdrusse, das Gerippe eines

Schiffes. Es war während der Nacht an jenem Felsenriffe gescheitert, an welchem sich die Strömung umbog, die mein Boot ehemals fast in die hohe See getrieben hatte.
Die Kanonenschüsse, die ich gehört hatte, besonders dann, als ich mein Feuer angezündet, erweckten eine Menge von Mutmaßungen in meinem Kopfe. Bald dachte ich mir, die Mannschaft des Schiffes habe, da sie meinen Leuchtturm wahrnahm, sich in ein Boot geworfen und versucht, das Gestade zu erreichen. Die See sei aber zu hoch gegangen und habe sie weggeschleudert. Bald dachte ich mir, das Schiff habe zuerst seine Boote verloren. Ich wußte, daß dieses häufig geschehe; denn die Wogen, welche über ein Fahrzeug schlagen, können die Matrosen zwingen, ihre Boote bodenlos zu machen oder sie zu zertrümmern oder sie über Bord zu werfen. Dann meinte ich wieder, die ganze Mannschaft habe sich in ihr Boot begeben, sei aber, fortgetrieben von der Strömung, auf die hohe See verschlagen worden. Ich malte mir aus, wie sie dort nur Tod und Elend fänden und, durch den Hunger gezwungen, vielleicht zu dem entsetzlichen Mittel schreiten müßten, einander selbst aufzuzehren.
Doch das alles waren nur Vermutungen; ich konnte in meiner Lage das Unglück der armen Leute leider nur beklagen und sie bemitleiden.
Dieses Ereignis drückte in meine Seele noch stärker die Dankbarkeit gegen Gott, als ich sie bereits fühlte. Ich erkannte die Großmut seiner Fürsorge gegen mich Unglücklichen. Die Mannschaft von zwei Schiffen hatte an dieser Küste das Leben verloren — ich allein war gerettet worden.
Ich suche vergebens Worte, die kräftig genug wären, um die heißen Wünsche und die seltsame Begierde auszudrücken, welche dieser Schiffbruch in meiner Seele erweckte. Immer wieder rief ich aus: „Ach, wären nur zwei, wäre nur ein einziger Mensch aus dem Schiffe gerettet worden. Ich hätte dann einen Gefährten, ein Wesen meiner Art bei mir. Ich könnte mit ihm sprechen, mit ihm leben!"
Während meines ganzen Einsiedlerdaseins hatte ich mich niemals so innig nach dem Umgang mit Menschen gesehnt, niemals so bitteren Schmerz darüber empfunden, von ihnen getrennt zu sein.

Mein Wunsch, es möchte wenigstens ein einziger Mensch am Leben geblieben sein, regte mich heftig auf. Ich schlug die Hände zusammen und meine Finger preßten sich mit solcher Wut ineinander, daß sie einen zerbrechlichen Gegenstand unwillkürlich zerdrückt hätten. Meine Zähne klapperten. Sie schlossen sich mit Gewalt und ich konnte eine gute Weile den Mund nicht aufmachen.

Einige Tage später hatte ich den Schmerz, den Leichnam eines jungen Menschen zu finden, der unweit des gescheiterten Schiffes an den Strand gespült war. Seine ganze Kleidung bestand aus einer Matrosenjacke, leinenen, an den Knien offenen Unterbeinkleidern und einem blauen Hemde. Ich konnte auf keine Weise erraten, welcher Nation er angehörte. In seinen Taschen fand ich nur zwei Geldstücke und eine Tabakspfeife.

Das Meer war ruhig geworden und ich hatte große Lust, mich auf meinem Boot zu dem Schiff zu wagen. Ich zweifelte keineswegs, daß ich an Bord allerlei nützliche Dinge finden würde. Allein das war nicht der Hauptgrund, der mich zu dem Wrack zog. Ich dachte vielmehr, daß ich vielleicht doch noch irgend einem Wesen das Leben retten könnte und mir selbst derart das Leben unendlich angenehmer zu gestalten vermöchte.

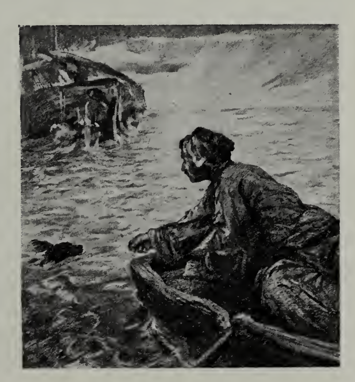


Dieser Gedanke lag mir so sehr am Herzen, daß ich den ganzen Tag und die Nacht darauf keine Ruhe hatte, bis ich mich endlich entschloß, die Fahrt zu dem Schiff zu unternehmen. Ich war überzeugt, daß ein so ungestümer Drang, dem ich nicht zu widerstehen vermochte, von einer unsichtbaren Gewalt herkommen müsse, und daß ich strafbar an mir selbst handelte, wollte ich ihm nicht folgen. Ich eilte mit großen Schritten meiner Burg zu, um alle Anstalten zu der beabsichtigten Fahrt zu treffen. Ich nahm eine tüchtige Quantität Brot mit, einen großen Topf mit frischem Wasser, einen Kompaß, um mich zurechtzufinden, eine Flasche Rum, wovon ich noch einen ansehnlichen Vorrat besaß, und einen Korb voll Trauben. So beladen kehrte ich zu meinem Boote zurück, schöpfte das darin befindliche Wasser aus und packte die Sachen hinein. Hierauf ging ich noch einmal nach Hause, um eine zweite Ladung zu holen. Sie bestand aus einem großen Sack Reis, meinem Sonnenschirm, einem zweiten Topf mit Wasser, etwa zwei Dutzend Gerstenkuchen, einer Flasche Ziegenmilch und einem Käse. Nicht ohne viele Mühe und Schweißtropfen brachte ich das alles nach meinem Fahrzeug.
Nachdem ich Gott gebeten hatte, mir auf meiner Reise beizustehen, machte ich mich auf den Weg. Ich ruderte längs des Gestades hin und langte endlich an der äußersten Spitze der Küste an. Es handelte sich nun darum, ob ich mich auf die hohe See wagen wollte oder nicht. Ich warf meine Blicke nach den reißenden Stömungen, die in einiger Entfernung zu beiden Seiten der Insel hinliefen. Die Erinnerung an meine früheren Gefahren machte mir dieses Schauspiel zu einem schrecklichen. Mein Mut begann zu sinken. Ich sah voraus, daß ich, wenn mich eine dieser Strömungen erfaßte, in die hohe See fortgerissen würde und meine Insel vielleicht für immer aus dem Gesichte verlieren könnte. Dann aber mußte ich, da meine Barke sehr leicht war, rettungslos verloren sein, wenn auch nur ein leiser Wind sich erheben sollte.
Diese Gedanken machten mein Herz so beklommen, daß ich Lust hatte, das ganze Unternehmen aufzugeben. Ich leitete mein Fahrzeug in einen Schlupfhafen am Gestade und begab mich auf einen kleinen Erdbuckel.

Ich setzte mich dort nachdenklich und unruhig nieder. Während ich überlegte, bemerkte ich, daß die Flut einzutreten begann. Dadurch war meine Abreise für etliche Stunden unmöglich geworden. Es kam mir in den Sinn, die größte Anhöhe, die ich finden konnte, zu ersteigen, um die Bewegungen des Meeres während der Flut zu beobachten. Ich wollte mich überzeugen, ob ich nicht, wenn eine der Strömungen mich mit sich fortrisse, durch die andere mit gleicher Schnelligkeit wieder zurückgebracht werden könnte.

Und meine Beobachtungen ermutigten mich. Ich beschloß, am folgenden Morgen mit der beginnenden Flut abzufahren. Die Nacht verbrachte ich, mit dem schon früher erwähnten großen Schiffsmantel zugedeckt, in meinem Fahrzeuge und stach am frühen Morgen in die See. Ich ließ mich so geschickt von der Strömung treiben und ruderte dann mit so gutem Erfolge, daß ich das gescheiterte Schiff in weniger als zwei Stunden erreichte.

Welch ein trauriges Schauspiel stellte sich dort meinen Augen dar! Das Schiff, welches mir, nach seinem Bau zu urteilen, ein spanisches zu sein schien, war zwischen zwei Felsen eingeklemmt. Die Wogen hatten sein Hinterteil und seine Seite zertrümmert. Der Vorderteil aber war mit so ungeheuerer Gewalt an die Felsen gestoßen worden, daß der große Mast und ein kleiner dicht am Fuße zersplittert waren. Das Bugspriet dagegen befand sich in gutem Zustande, auch der Schiffsschnabel schien noch fest zu sein. Da ich mich dem Wrack näherte, ließ sich auf dem Deck ein Hund sehen. Er fing, als er mich erblickte,



heftig zu bellen und zu kläffen an. Kaum hatte ich ihn jedoch gelockt, so warf er sich ins Meer und schwamm auf mich zu. Ich nahm ihn in mein Fahrzeug. Er verschmachtete fast vor Hunger und Durst. Als ich ihm eines meiner Brote zu fressen gab, verschlang er es mit der Begierde eines Wolfes, der schon seit vierzehn Tagen im Schnee gefastet hat. Dann setzte ich dem armen Tiere frisches Wasser vor, wovon es, hätte ich ihn nicht abgewehrt, bis zum Zerplatzen getrunken hätte.

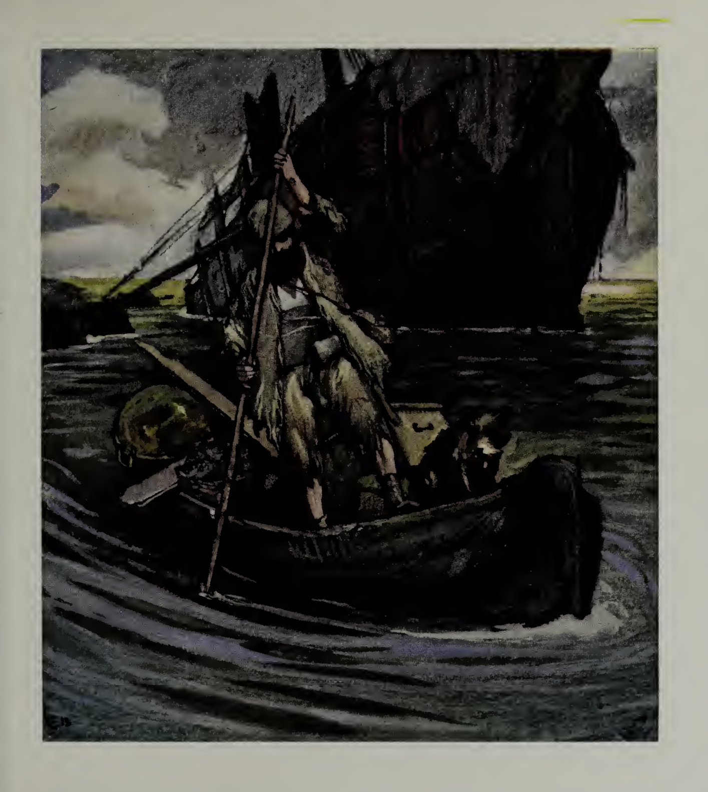
Hierauf begab ich mich an Bord. Der erste Gegenstand, der mir unter die Augen fiel, waren zwei ertrunkene Menschen, die sich fest umschlungen hielten.

Außer dem Hunde traf ich kein lebendes Wesen an und alle Waren, die ich sehen konnte, waren verdorben. Ich fand aber mehrere Koffer, die wahrscheinlich Matrosen gehört hatten, und trug zwei von ihnen in mein Boot, ohne ihren Inhalt erst zu untersuchen.

Ich erbeutete auch eine Schaufel und eine Feuerzange, ferner zwei messingene Kessel, ein Rosteisen zum Braten und Rösten und einen kupfernen Schokoladetopf. Mit dieser Ladung und dem Hunde machte ich mich auf den Rückweg, als die Ebbe die Wogen nach meiner Insel trieb. Ich erreichte sie gegen ein Uhr in der Nacht, von Anstrengung erschöpft und abgemattet.

Ich ruhte den übrigen Teil der Nacht in meiner Barke aus und faßte am nächsten Morgen den Entschluß, den neuen Fund nicht nach der Burg, sondern nach der Höhle zu bringen. Als ich die Koffer öffnete, sah ich in dem einen etliche Gegenstände, die ich sehr gut brauchen konnte. So ein schön gearbeitetes Kistchen, welches mehrere Flaschen von ungewöhnlicher Form enthielt, die mit feinen, herzstärkenden, vortrefflichen Flüssigkeiten gefüllt waren, ferner Töpfe mit köstlichen eingemachten Früchten, vor allem aber gute Hemden und etwa anderthalb Dutzend weiße, leinene Taschentücher. Auf dem Boden des Koffers entdeckte ich endlich drei große Säcke mit Geld. In dem anderen Koffer gab es nur Dinge von geringem Werte.

Der zweite Koffer hatte wahrscheinlich einem armen Matrosen gehört, der erste vermutlich einem Schiffsoffizier.



Im ganzen genommen erwarb ich mir durch diese Fahrt wenig Gegenstände, die mir von großem Nutzen sein konnten. Was sollte ich etwa mit dem Gelde anfangen? Ich hätte es mit Freuden für drei oder vier Paar englischer Schuhe und Strümpfe hingegeben, deren ich sehr notwendig bedurfte. Schon seit vielen Jahren mußte ich sie entbehren. Ich hatte zwar den beiden ertrunkenen Menschen auf dem Schiff zwei Paar Schuhe ausgezogen, hatte auch zwei weitere Paare in dem zweiten Koffer gefunden, was mich nicht wenig erfreute — allein sie standen, hinsichtlich der Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit, den englischen Schuhen weit nach und konnten eher Tanzschuhe genannt werden.
Nachdem ich nun alles ausgeschifft und in sichere Verwahrung gebracht hatte, kehrte ich zu meinem Boot zurück. Ich steuerte es in seinen gewöhnlichen Hafen und eilte dann, von meinem neuen Freund, dem Hund, begleitet, nach meiner Wohnung, wo ich alles in schönster Ordnung und Ruhe antraf. Ich begann wieder nach meiner alten Weise zu leben und lag mit Eifer meinen häuslichen Beschäftigungen ob. Ja, während einer gewissen Zeit flossen meine Tage geradezu heiter und angenehm dahin; nur war ich wachsamer als gewöhnlich, machte häufiger meine Sicherheitsrunde und entfernte mich nicht so oft vom Hause. Bloß nach dem östlichen Teile der Insel ging ich zuweilen unbefangener aus, weil ich beinahe gewiß war, daß die Wilden dorthin nicht kämen. Ich konnte dann ohne die vielen beschwerlichen Sicherheitsmaßregeln umhergehen — das heißt, ohne die Last von Waffen und Schießbedarf, die ich stets trug, wenn ich mich nach der anderen Seite der Insel begab.
In solchen Verhältnissen verlebte ich einige Monate.
In einer Nacht der regnerischen Tage des Monates März — es war im vierundzwanzigsten Jahre meines Einsiedlerlebens, noch vor der Strandung des spanischen Schiffes — lag ich schlaflos, aber doch vollkommen gesund in meinem Bette, richtiger in meiner Hängematte.
Ich war weder geistig noch körperlich mehr als gewöhnlich aufgeregt, war auch nicht in übler Stimmung und konnte doch nicht die Augen zum Schlafe schließen.

Es wäre ebenso unmöglich wie überflüssig, die Gedanken anführen zu wollen, die in jener Nacht in zahlloser Menge durch mein Gedächtnis zogen. Die ganze Geschichte meines Lebens vor und nach meiner Ankunft auf der Insel zeigte sich mir in verjüngtem Maßstabe. Ich stellte auch einen Vergleich zwischen den glücklichen Verhältnissen an, in denen ich während der ersten Jahre meines Exils hier lebte, und zwischen der beständigen Angst, der Furcht und den Vorsichtsmaßregeln, in denen ich meine Tage zubrachte, seitdem ich die menschliche Fußstapfe im Sande gesehen hatte. Es war nicht anzunehmen, daß die Wilden vor dieser Zeit die Insel nicht besucht haben sollten — ja, sie waren vielleicht zu hunderten ans Land gekommen — ich hatte jedoch niemals etwas davon erfahren und lebte deswegen in sorgloser Zuversicht. Ich kannte die Gefahr nicht und fühlte mich glücklich.

Dann begann ich hartnäckig darüber nachzusinnen, wie ich das Festland in meiner Barke erreichen könnte. Ich betrachtete meine Lage als die erbärmlichste, die es jemals gegeben. Ich sah nicht die Möglichkeit ein, mit Ausnahme des Todes, in eine schlimmere versetzt zu werden. Ungeduldige Fragen kreuzten mir durchs Hirn. Konnte ich nicht darauf rechnen, beim Erreichen des Festlandes Hilfe zu finden? Konnte ich denn nicht, wie ich es in Afrika getan hatte, längs der Küste hinschiffen, bis ich ein bewohntes Land erreichte, wo man mir beistand? War es nicht auch möglich, daß ich einem christlichen Schiffe begegnete, welches mich an Bord nahm? Und endlich was war das Schlimmste, das mir begegnen konnte? — Der Tod. Er aber hätte allen meinen Leiden mit einem Male ein Ende gemacht.

Zwei lange Stunden regte mich dieser leidenschaftliche Drang nach Befreiung und nach Menschen auf. Mein Blut geriet in mächtige Wallung und meine Pulse schlugen. Das Übermaß meiner Wünsche schien mir ein Fieber zuzuziehen. Schließlich war die Kraft meiner Natur erschöpft und ich verfiel in einen tiefen Schlaf. Man wird vermutlich glauben, mein Fluchtplan sei nun der Gegenstand meiner Träume gewesen. Dem war aber nicht so. Mir träumte, ich hätte eines Morgens



wie gewöhnlich mein Schloß verlassen und erblickte auf dem Gestade zwei Boote und elf Wilde. Sie waren gerade ans Land gestiegen und führten einen andern Wilden mit sich, den sie schlachten und aufspeisen wollten. Als sie sich jedoch anschickten, ihn zu morden, entsprang er ihnen plötzlich und ergriff zur Rettung seines Lebens die Flucht. Um sich vor ihnen zu verbergen, lief er dem dichten Gehölze zu, welches meine Befestigung verbarg. Ich aber, der bemerkt hatte, daß er allein sei und daß die anderen ihn nicht auf diesem Wege suchten, trat hervor und entdeckte mich ihm. Ich schaute ihn liebreich an und ermutigte ihn lächelnd, worauf er vor mir niederkniete und meinen Beistand anzuflehen schien. Ich zeigte ihm nun meine Leiter, ließ ihn hinaufsteigen und führte ihn in meine Grotte. Er wurde mein Diener. Sobald ich diesen Menschen mir gewonnen hatte, sprach ich zu mir selbst: „Jetzt kann ich es ganz sicher wagen, das Festland zu erreichen; denn dieser Gefährte wird mir zum Lotsen dienen. Er wird mir sagen, was ich zu tun habe, wohin ich gehen müsse, um mir Lebensmittel zu verschaffen, und wohin ich nicht gehen dürfe, um nicht aufgezehrt zu werden. Kurz, er wird mir die Orte bezeichnen, die ich zu besuchen, und jene, die ich zu meiden habe." Als ich im Traume so gesprochen hatte, erwachte ich. Ich war zuerst ganz durchdrungen von dem unbeschreiblichen Eindrucke, den ich bei der sicheren Aussicht auf Befreiung im Schlafe empfunden hatte. Als ich jedoch ganz zu mir kam und das volle Bewußtsein erlangte, daß ich nur geträumt hatte, wurde ich im höchsten Grade niedergeschlagen. Ich glaubte mich in meiner schönsten Hoffnung getäuscht.

Indessen, ich zog aus meinem geträumten Erlebnis den Schluß, das einzige Mittel, den Versuch zu meiner Flucht zu bewerkstelligen, bestehe darin, daß ich mir einen Wilden verschaffe. Das konnte aber nur mit einem Gefangenen geschehen, der verurteilt war, gespeist zu werden, und welchen andere ans Land schleppten, um ihn zu schlachten. Dagegen erhob



sich eine große Schwierigkeit. Ich war nämlich nicht im stande, den Plan ins Werk zu setzen, ohne eine ganze Bande zu überfallen und zu ermorden. Das jedoch war ein verzweifelter Streich, der gar leicht fehlschlagen konnte. Auch stiegen bedenkliche Gewissenszweifel über die Rechtmäßigkeit einer derartigen Handlung in meiner Seele auf. Mein Herz erbebte bei dem bloßen Gedanken an ein solches Blutvergießen, wenn auch meine Befreiung dessen Zweck sein sollte. Der Vorsatz, meiner Rettung halber Menschen umzubringen, wurde mir so fürchterlich, daß ich mich trotz aller Bemühungen lange Zeit nicht mit ihm zu befreunden vermochte. Endlich aber, nach vielen Beratschlagungen mit mir selbst und nach mancher bangen Verlegenheit, behielt mein nicht zu bezähmender Wunsch die Oberhand. Er kämpfte alle meine Bedenklichkeiten nieder und erzeugte den Entschluß in mir, mich um jeden Preis irgend eines dieser Wilden zu bemächtigen. Es handelte sich nur darum, wie ich das anzufangen hatte. Ich stand da vor einer wahrlich schwierigen Aufgabe. Weil mir nun keine irgendwie tauglichen Mittel einfielen, unter denen ich wählen konnte, so nahm ich mir endlich vor, bloß strenge Wache zu halten, um den Augenblick der Landung von Wilden zu erspähen. Alle weiteren Maßregeln aber beschloß ich von der Gelegenheit abhängig zu machen. Ich wollte die Ereignisse abwarten, mochten sie sich wie auch immer gestalten.

Voll von diesen Absichten wanderte ich, so oft ich konnte, auf Vorposten. Ich tat das so häufig, daß ich es schließlich herzlich müde wurde. Ich begab mich während anderthalb Jahren beständig auf die Wache und ging sogar einen großen Teil dieser Zeit, wenigstens einmal des Tages, nach der westlichen und südwestlichen Spitze der Insel, um zu sehen, ob ich keine Boote entdecken könnte. Allein ich sah nicht das geringste! Das war in der Tat dazu gemacht, um allen Mut zu verlieren. Ich fing an, sehr unruhig zu werden. Allerdings kann ich nicht sagen, daß mein Wunsch dadurch geschwächt worden wäre; im Gegenteil, meine Leiden-

schaft wuchs mit der Erwartung. Mit einem Worte, so sorgfältig ich im Anfang darauf bedacht war, mich dem Anblick der Wilden zu entziehen und alles zu vermeiden, was mich ihnen hätte verraten können, so ungestüm wünschte ich jetzt, ihnen zu Leibe zu gehen.

Ich bildete mir ein, daß ich zwei oder drei Wilde — sollte ich ihrer habhaft werden — gar wohl so leiten könnte, um sie als meine Sklaven zu gebrauchen. Ich überlegte mir die Maßregeln, die ich treffen mußte, um solche Wilde mir völlig zu unterwerfen und gänzlich unschädlich für mich zu machen. Ich ergötzte mich lange Zeit an diesen Träumereien. Allein es kamen keine Wilden an und mein fester Wille sowie alle meine Pläne schienen überflüssig.

Etwa anderthalb Jahre waren vorübergegangen und ich sah es fast für eine ausgemachte Sache an, daß mein Plan aus Mangel an Gelegenheit erfolglos bleiben müßte, als ich eines Morgens sehr früh durch den Anblick von nicht weniger als fünf Booten überrascht wurde. Sie lagen sämtlich auf meiner Seite der Insel am Gestade. Die Wilden, denen sie gehörten, waren bereits ans Land gestiegen; ich konnte sie nicht sehen. Die Zahl der Boote machte alle meine Hoffnungen zu nichte. Mir war gar wohl bekannt, daß sich immer vier bis sechs Mann, ja auch mehr, in jedem Fahrzeuge befänden, und ich wußte weder, was ich davon halten sollte, noch welchen Plan ich entwerfen könnte, um ganz allein zwanzig bis dreißig Feinde anzugreifen. So verweilte ich denn niedergeschlagen und in größter Unruhe in meiner Burg. Alles hatte hier dieselbe kriegerische Haltung wie früher und ich bereitete mich vor, jeden Angriff kräftig zurückzuweisen. Ich war durchaus gerüstet zum Handeln, wenn es der Verlauf der Dinge erfordern sollte. Lange wartete ich und horchte aufmerksam, ob sich nicht irgend ein Geräusch vernehmen lasse. Endlich wurde ich ungeduldig. Ich ließ meine beiden Flinten am Fuße meiner Leiter und erstieg den Gipfel des Felsens. Dort lagerte ich mich so, daß mein Kopf nicht über den Hügel hervorragte; die Wilden sollten mich auf keine Weise bemerken. Mit Hilfe meines Fernrohrs zählte ich wenigstens dreißig Wilde. Sie hatten ein Feuer angezündet und ihre Mahlzeit

daran zubereitet. Ich konnte aber nicht unterscheiden, worin die Speisen bestanden, auch wußte ich nicht, wie sie diese gebraten hatten. Sie tanzten gerade, ihrer Gewohnheit gemäß, in sonderbaren Stellungen und unter barbarischen Gebärden um das Feuer herum.

Während ich ihr Treiben so beschaute, erblickte ich auf einmal durch mein Fernrohr zwei armselige Geschöpfe, die sie aus einem der Boote hervorgezogen hatten und nun in die Nähe des Feuers zur Abschlachtung schleppten. Unmittelbar nachher sah ich auch einen der Gefangenen jäh zusammenstürzen. Sie hatten ihn, wie mir vorkam, nach ihrer Sitte mit einer Keule oder einem hölzernen Schwerte einen Schlag auf den Kopf versetzt. Zwei oder drei der Mörder machten sich augenblicklich über ihn her und zerlegten ihn. Das andere Schlachtopfer stand ruhig daneben und schien den Augenblick zu erwarten, wo die Reihe an ihn kommen würde. Mit einem Male brach aber in diesem armen Unglücklichen die Sehnsucht nach dem Leben auf. Er sah sich etwas weniger beobachtet und mochte hoffen, sich noch irgendwie retten zu können. Er entsprang. Mit unglaublicher Schnelligkeit lief er auf dem Strande davon. Gerade auf mich zu — das heißt nach jenem Teile der Küste, wo sich meine Wohnung befand.



Ich gestehe, daß ich fürchterlich erschrak, als er diesen Weg einschlug. Sah ich nun auch meinen Traum durch die Flucht des

Wilden nach meinem Gehölze teilweise in Erfüllung gehen, so glaubte ich doch nicht, daß die weitere Entwicklung der Dinge mit ihm gleichfalls übereinstimmen könnte. Ich war überzeugt, daß sämtliche Wilden hinter dem Entlaufenen nachsetzen würden und ihn in meiner Behausung finden müßten. Indessen, ich blieb auf meinem Posten. Und bald wurde ich auch etwas beruhigt. Denn ich nahm wahr, daß nur drei Wilde die Verfolgung aufnahmen. Noch mehr stieg mein Mut, als ich beobachtete, daß der Flüchtling ungleich schneller lief als die drei hinter ihm und ihnen bald einen großen Vorsprung abgewann.

Zwischen den Wilden und meiner Festung lag der Schlupfhafen, von dem ich im ersten Teile meiner Geschichte so oft gesprochen habe. Ich sah voraus, daß der Unglückliche unbedingt durch die Bucht schwimmen mußte, wenn er nicht in die Hände seiner Verfolger fallen wollte. Und in der Tat, am Ufer angekommen, besann er sich nicht einen Augenblick, sondern stürzte sich, der Flutströmung ungeachtet, in das Wasser. Er zerschnitt es in etwa dreißig Stößen und erreichte glücklich das diesseitige Gestade. Dort fing er mit unglaublicher Kraft und Schnelligkeit wieder zu laufen an. Als seine drei Verfolger bei dem Schlupfhafen anlangten, schien es, daß nur zwei von ihnen zu schwimmen verstanden. Der dritte blieb am Rande unschlüssig stehen, schaute den anderen nach, ging aber nicht weiter, sondern kehrte nach einer kleinen Weile langsam zum Feuer zurück.

Ich bemerkte, daß die beiden Wilden, welche schwimmen konnten, noch einmal so viel Zeit brauchten, um über den Schlupfhafen zu setzen, als der arme Teufel, der ihnen entfloh. Jetzt erfaßte mich lebhaft und unwiderstehlich der Gedanke, der Augenblick sei gekommen, mir einen Diener, vielleicht einen Kameraden oder selbst einen Freund zu erwerben. Ich hielt mich von der Vorsehung unverkennbar dazu berufen, das Leben des unglücklichen Geschöpfes zu retten. Ich stieg in größter Eile meine Leiter hinab, ergriff die beiden Flinten, die unten lehnten, stieg mit derselben Hast wieder hinauf und eilte auf das Meer zu. Ich schnitt den Weg ab und warf mich zwischen die Verfolger und den Verfolgten. Ich winkte diesem. Er drehte sich um und war wahrscheinlich ebenso über mich erschrocken

wie über die Wilden. Allein ich machte ihm ein Zeichen mit der Hand, daß er zu mir kommen möge, und ging zugleich langsam auf die beiden anderen zu, welche herbeigelaufen kamen.
Mit einemmal stürzte ich mich auf den ersten und schlug ihn mit dem Kolben der Flinte nieder. Ich mochte nicht gern Feuer geben, weil ich fürchtete, der Knall könnte von den anderen gehört werden. Allerdings war dieses auf eine so große Entfernung nicht recht möglich, auch hätten sie den Rauch nicht sehen und folglich nicht leicht erraten können, wieso der Knall entstanden sei. Nachdem ich den ersten Wilden niedergestreckt hatte, blieb der andere wie erschrocken stehen. Ich ging mit starken Schritten auf ihn zu. Als ich ihm aber näher kam, wurde ich gewahr, daß er mit einem Bogen bewaffnet und im Begriffe war, einen Pfeil auf mich abzuschießen. Ich sah mich daher genötigt, von meiner Waffe Gebrauch zu machen. Ich gab Feuer und er blieb tot auf dem Platze.
Der arme Entsprungene hatte haltgemacht. Er war aber, obschon er sah, daß seine beiden Feinde aus der Welt geschafft seien, über das Feuer und den Knall meiner Flinte so entsetzt, daß er wie versteinert stand und weder vorwärts noch rückwärts zu gehen wagte. Ja, er schien mir eher geneigt, noch weiter zu fliehen, als sich mir zu nähern. Ich rief ihn deshalb von neuem an und machte ihm durch Zeichen begreiflich, daß er zu mir kommen sollte. Er begriff mich ganz gut. Er tat einige Schritte vorwärts, blieb stehen, schritt wieder etwas weiter vor und blieb abermals stehen. Ich bemerkte, daß er zitterte, als wäre er gefangen worden und sollte nun getötet werden wie seine beiden Feinde. Ich machte ihm neuerlich Zeichen, sich mir zu nähern und suchte ihm auf alle erdenkliche Weise Mut einzuflößen. Nun wagte er sich nach und nach weiter vor. Aber er warf sich dabei alle zehn oder zwölf Schritte auf die Kniee, um mir seine Dankbarkeit zu bezeigen, daß ich ihm das Leben gerettet hatte. Ich lächelte ihm zu und forderte ihn durch liebevolle Blicke auf, ganz nahe zu kommen. Er tat dieses endlich. Doch fiel er abermals auf die Kniee, küßte den Boden, legte sein Haupt auf die Erde, ergriff meinen Fuß und setzte sich ihn auf den Kopf. Es schien mir, als wollte er schwören, immer mein Sklave zu sein.

Ich erhob ihn, überhäufte ihn mit Liebkosungen und suchte ihn, so gut ich nur immer konnte, zu beruhigen.
Allein mein Geschäft war noch nicht beendigt. Ich bemerkte jetzt, daß der niedergeschlagene Wilde nicht tot, sondern nur betäubt war und sich zu erholen begann. Ich zeigte ihn meinem Schützling mit dem Finger und machte diesem begreiflich, daß sein Feind noch lebe. Er sprach hierauf einige Worte — ich verstand sie nicht, doch sie klangen höchst angenehm in meinem Ohre; sie waren seit fünfundzwanzig Jahren die ersten Töne einer menschlichen Stimme, die ich, mit Ausnahme der meinigen, vernahm. Die Stunde war jedoch noch nicht gekommen, solchen Betrachtungen mich hinzugeben. Der betäubte Wilde hatte wieder Kraft genug erlangt, sich aufzurichten. Ich bemerkte, daß mein Geretteter darüber zu erschrecken begann. Als ich aber meine zweite Flinte auf den andern anlegte, um ihn zu erschießen, gab mir mein Wilder — denn ich konnte ihn von jetzt an so nennen — zu verstehen, ich möchte ihm meinen Stoßdegen leihen, der ohne Scheide an meiner Seite hing. Kaum hatte er ihn in den Händen, als er auf den Feind zulief und ihm mit einem einzigen Hieb den Kopf geschickt abschlug. Mir fiel dieses auf bei einem Wilden, von dem ich mit Recht vermuten mußte, daß er noch nie zuvor ein anderes Schwert gesehen hatte als eines der bei seinem Volke gebräuchlichen hölzernen. Wie ich aber später erfuhr, haben diese eine so scharfe Schneide und sind dabei so schwer und von so hartem Holze, daß es möglich ist, mit ihnen auf einen Streich einen Kopf oder einen Arm abzuhauen. Nach seiner Waffentat kam mein Gefangener zu mir zurück, lachte triumphierend und legte unter einer Menge von Geberden, die ich nicht verstand, mein Schwert und das Haupt des Wilden zu meinen Füßen nieder.
Am meisten schien er sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie ich auf eine so große Entfernung den anderen Indianer hatte töten können. Er deutete mit den Fingern auf ihn und gab mir durch Zeichen kund, ich möchte ihm erlauben, zu der Leiche zu gehen. Ich antwortete ihm so gut ich konnte, daß ich nichts dagegen einzuwenden habe. Als er bei dem Erschossenen angelangt war, betrachtete er ihn aufmerksam und blieb dann

in starrer Verwunderung stehen. Schließlich drehte er ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite und untersuchte seine Wunde. Die Kugel hatte den Wilden gerade in die Brust getroffen und ein kleines Loch verursacht, aus welchem nur wenig Blut geflossen war. Wahrscheinlich hatte die Blutergießung innerlich stattgefunden.
Mein Wilder nahm den Bogen und die Pfeile des Getöteten und kam zu mir zurück. Ich schickte mich an, den Kampfplatz zu verlassen, und forderte meinen Schützling auf, mir zu folgen. Ich gab ihm durch Zeichen zu verstehen, es könnten noch andere Wilde, und zwar in größerer Anzahl, kommen.
Er versinnlichte mir durch Geberden, er wolle die beiden Leichname verscharren, damit die anderen, falls sie herbeikämen, sie nicht gewahr würden. Ich gab ihm meine Erlaubnis und er machte sich hastig an die Arbeit. In wenigen Augenblicken hatte er ein Loch in den Sand gegraben, das groß genug war, um den ersten Toten aufzunehmen. Er schleppte ihn hinein und deckte ihn wieder mit Sand zu. Auf die gleiche Weise verfuhr er mit dem zweiten. Ich glaube, er brauchte nicht mehr als eine Viertelstunde, um beide zu begraben. Ich rief ihn alsdann zurück und führte ihn fort. Aber nicht in meine Burg, sondern in meine mehr landeinwärts gelegene Höhle. So strafte ich meinen Traum Lügen, in welchem mein Gehölz ihm eine Zufluchtstätte gewährt hatte.
In der Höhle reichte ich ihm Brot, Trauben und Wasser. Als er seinen Magen gestärkt hatte, machte ich ihm durch Zeichen verständlich, daß er sich niederlegen und schlafen solle. Ich deutete dabei auf ein Lager von Reisstroh, worüber eine Decke ausgebreitet war und welches mir selbst zuweilen zum Bette diente. Der arme Kerl legte sich nieder und entschlief bald.
Er war ein schöner, großer, schlanker, wohl gewachsener Bursche, der, meinem Ermessen nach, sechsundzwanzig Jahre alt sein mochte. Seine Haltung war gut, sein Aussehen weder anmaßlich noch wild. In seinen Gesichtszügen lag etwas sehr Männliches und doch hatten sie einen weichen, sanften Ausdruck, besonders wenn er lächelte. Sein Haar war lang und schwarz, aber nicht kraus wie Wolle; seine Stirne hoch und breit; sein Auge lebhaft und voll Feuer; seine Hautfarbe tiefbraun, fast leicht dunkel-



olivengrün. Sein Gesicht war rund und voll, die Nase klein, aber nicht platt wie jene der Neger, der Mund schön geformt. Die Lippen waren schmal, die Zähne gut, herrlich aneinandergereiht und weiß wie Elfenbein.
Nachdem er etwa eine halbe Stunde lang eher geschlummert als tief geschlafen hatte, erwachte er und verließ die Höhle, um mich aufzusuchen. Denn ich war weggegangen, um meine Ziegen zu melken, die in unmittelbarer Nähe eingepferchte waren. Als er mich erblickte, lief er schnell auf mich zu, warf sich zur Erde nieder und gab mir durch eine Menge der possierlichsten Gebärden seinen Dank und seine Ehrfurcht zu erkennen. Hierauf legte er wieder seinen Kopf flach auf den Boden und setzte einen meiner Füße auf ihn. Schließlich machte er alle erdenklichen Zeichen von Gehorsam, Unterwürfigkeit und Ergebenheit und ließ mich auf jede Weise verstehen, wie eifrig sein Wunsch sei, mir sein ganzes Leben lang anzuhängen. Ich begriff ihn großenteils und bedeutete ihm, daß ich sehr zufrieden mit ihm sei. Dann hob ich ihn vom Boden auf.
Ich fing gleich an, ihn im Sprechen zu unterrichten. Vor allem sagte ich ihm, daß ich ihm den Namen „Freitag" geben wolle, weil ich ihm an diesem Tage das Leben gerettet hatte.
Ich lehrte ihn ferner, mich „Herr" zu nennen, sowie „ja" und „nein" zu sagen, und machte ihn mit den Bedeutungen dieser Wörter bekannt. Ich nahm hierauf einen irdenen Topf mit Milch, trank daraus und tunkte mein Brot hinein, dann reichte ich ihm den Topf und ein Stück Brot und verlangte, daß er ebenso tränke und äße wie ich. Er kam ganz gut damit zurecht und erklärte mir durch Zeichen, daß ihm beides sehr wohl schmecke. Ich brachte die ganze Nacht mit Freitag zu. Sobald jedoch der Tag angebrochen war, machte ich ihm begreiflich, er müsse mir folgen, ich wolle ihm Kleidungsstücke geben. Als wir an der Stelle vorbeikamen, wo er die zwei Menschen verscharrt hatte, bezeichnete er mir die Gräber genau und wies mir die Merkzeichen, welche er gemacht hatte, um sie wieder zu erkennen. Er schlug mir durch Zeichen vor, wir sollten die Toten nun ausgraben und aufzehren. Ich schien darüber äußerst aufgebracht und drückte ihm meinen Abscheu davor aus. Dann befahl ich ihm durch eine

Bewegung mit der Hand, weiter zu gehen, was er auch auf der Stelle mit großer Unterwürfigkeit tat.
Ich führte Freitag auf den Gipfel des Felsenhügels, weil ich sehen wollte, ob die Feinde wieder weggegangen waren. Als ich mein Fernrohr nach dem Platze ihres Festmahles richtete, konnte ich leicht den Ort entdecken, wo sie das Feuer angezündet hatten, aber weder von ihnen noch von ihren Kähnen die geringste Spur mehr wahrnehmen. Ich zweifelte daher nicht, daß sie sich davongemacht hatten, ohne sich um ihre zwei Kameraden, die wir getötet hatten, weiter zu bekümmern.
Diese Entdeckung genügte mir jedoch nicht. Ich hatte jetzt mehr Mut und war folglich auch neugieriger. Ich gab Freitag in die Hand einen Stoßdegen, auf den Rücken Bogen und Pfeile, die er, wie ich mich überzeugt hatte, sehr geschickt zu handhaben wußte, beauftragte ihn, eine meiner Flinten umzuhängen und nahm ihn mit mir. Ich selbst trug zwei Gewehre. So wanderten wir nach dem Orte, wo die Wilden gewesen waren.
Als wir dort ankamen, erstarrte mir das Blut in den Adern und stockte mein Herz bei dem schrecklichen Schauspiele, das sich mir darbot. Freitag allerdings blieb durchaus ruhig. Der ganze Platz war mit menschlichen Gebeinen bedeckt, der Boden war mit Blut gerötet und halbverzehrte, zerrissene, gebratene Stücke von Menschenfleisch lagen zerstreut umher. Mit einem Worte, ich stand vor den Spuren eines Siegesfestes, welches Wilde nach einer gegen ihre Feinde gewonnenen Schlacht gefeiert hatten. Ich zählte drei Hirnschädel, fünf Hände, die Knochen von drei oder vier Beinen und Füßen und eine Menge anderer Körperteile.
Freitag machte mir durch Zeichen begreiflich, die Wilden hätten vier Gefangene herübergebracht, um sie zu fressen. Drei davon habe dieses Schicksal getroffen, doch er selbst, der vierte, sei entsprungen. Er erzählte durch Gesten von einer blutigen Schlacht zwischen jenen Wilden und einem benachbarten Könige, zu dessen Untertanen er, wie es schien, gehörte. Er gab mir zu verstehen, daß eine große Menge Gefangener gemacht worden waren, welche nach verschiedenen Orten gebracht wurden, um aufgezehrt zu werden.

Ich befahl Freitag, die Schädel, Knochen, Stummel, kurz, alles was übrig geblieben war, zu sammeln, auf einen Haufen zu schichten und Feuer darauf anzumachen, um die Reste in Asche zu verwandeln. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß Freitag immer noch sehr lüstern nach Menschenfleisch war. Er war eben bislang ein Kannibale gewesen. Allein ich gab ihm bei der geringsten Spur seiner Eßlust meinen Abscheu in solchem Grade zu erkennen, daß er es nicht wagte, sich zu verraten. Auch machte ich ihm sehr deutlich begreiflich, daß ich ihn



sofort umbringen würde, wenn ich eine solche Begierde an ihm merkte. Als Freitag seinen Auftrag vollzogen hatte, kehrten wir nach meiner Burg zurück. Dort schickte ich mich an, mit ihm, als meinem Diener, zu arbeiten. Vorher aber wollte ich ihn bekleiden. Ich gab ihm ein paar leinene Beinkleider, die ich aus dem Koffer des armen Matrosen nahm, den ich im gescheiterten Schiff gefunden hatte, verfertigte ihm, so gut ich konnte, eine Jacke aus Ziegenfell — ich war nämlich ein ziemlich geschickter Schneider geworden — und setzte ihm eine sehr bequeme und sogar wohlgeformte Mütze auf, die ich aus einem Hasenfell gemacht hatte. Freitag entzückte es

im höchsten Grade, daß sein Anzug fast ebenso schön war wie der seines Herrn. Freilich benahm er sich im Anfange sehr unbeholfen darin. Er sah in seinen Beinkleidern ziemlich linkisch aus und die Ärmel seiner Jacke zwängten ihn an den Schultern und unter den Achseln. Als ich jedoch alle Stellen etwas weiter gemacht hatte, über die er sich beklagte, und er sich selbst an die Kleidung etwas gewöhnt hatte, kam er ganz gut mit ihr zurecht.
Am Tage nach unserer Ankunft in meiner Wohnung sah ich mich nach einem Plätzchen um, wo ich Freitag unterbringen könnte. Er sollte es selbst bequem haben und ich sollte durch ihn nicht belästigt werden. Nach einiger Überlegung erbaute ich ihm eine kleine Hütte in dem leeren Raume zwischen dem inneren und äußeren Wall. Von hier führte der offene Eingang in meine Grotte. Ihn jetzt zu schließen, verfertigte ich eine Türeinfassung nebst einer Brettertüre, die ich in dem Eingang anbrachte. Die Türe war so gerichtet, daß sie nach innen aufging. Die Nacht über verrammelte ich sie. Da ich dann auch meine beiden Leitern an mich zog, so hätte Freitag während der Nacht nicht in meine innere Verschanzung gelangen können, ohne beim Klettern ein Geräusch zu machen, das mich unfehlbar wecken mußte. Diese Verschanzung hatte nämlich damals ein Dach, welches aus langen Sparren bestand, die mein ganzes Zelt bedeckten und an den Felsen sich anlehnten. Sie waren wohl nicht mit Latten belegt, jedoch mit starken Zweigen durchflochten, über denen sich eine dicke Lage von Reisstroh befand, das dem Schilfrohr an Stärke nichts nachgab. In der Öffnung, die ich gelassen hatte, um mit meinen Leitern aus- und einzusteigen, war eine Art von Falltüre angebracht. Versuchte jemand, sie von außen aufzusprengen, so öffnete sie sich nicht, sondern fiel mit großem Getöse zu Boden. Meine Waffen nahm ich des Nachts alle zu mir.
Doch es hätte so vieler Vorsichtsmaßregeln keineswegs bedurft. Niemals kann jemand einen aufrichtigeren, anhänglicheren und treueren Diener gehabt haben, als mein Freitag mir war. Ich bemerkte weder Leidenschaften, noch Halsstarrigkeit, noch Eigenwillen an ihm. Stets benahm er sich gefällig und liebevoll. Seine Zuneigung zu mir war die eines Kindes zu seinem Vater. Ja, ich darf sagen, daß er bei jeder Gelegenheit sein

Leben aufgeopfert hätte, um das meinige zu retten. Die vielfältigen Beweise, die er mir von seiner Liebe ablegte, geben keinem Zweifel Raum. So war ich denn bald überzeugt, daß ich meiner Sicherheit wegen gar keine Vorkehrungen gegen ihn zu treffen brauchte.

Ich gab mir nun Mühe, meinen neuen Gefährten alles zu lehren, wodurch er geschickt, verständig und mir nützlich werden konnte. Vor allem suchte ich ihn so weit zu bringen, daß er imstande war, mit mir zu sprechen und mich zu verstehen. Ich fand bald, daß es keinen gelehrigeren Schüler geben könne. Er war so munter, so anhaltend fleißig und so erfreut, wenn er mich verstand oder sich mir verständlich machen konnte, daß es mir ein wirklicher Genuß wurde, mich mit ihm zu unterhalten. Mein Leben begann dadurch so angenehm zu werden, daß ich zu mir selbst sprach: „Hätte ich nicht die Wilden zu befürchten, so wollte ich mit Freuden meine Jahre hier beschließen."

Drei oder vier Tage nach meiner Rückkehr in die Burg fiel mir ein, ich könnte Freitag von seiner gewohnten schrecklichen Nahrung und seiner kannibalischen Eßlust am besten dadurch abbringen, daß ich ihm anderes Fleisch zu kosten gäbe. Ich nahm ihn daher eines Morgens in den Wald mit. Zunächst begab ich mich in der Absicht dorthin, eine junge Geiß aus meiner Herde zu schlachten und sie dann nach meiner Wohnung zu schaffen und zuzubereiten. Unterwegs aber sah ich eine wilde Ziege, die mit zwei Jungen im Schatten ausruhte. Ich hieß Freitag stille stehen, legte meine Flinte an und schoß nach einer der jungen Ziegen. Sie war sofort tot. Freitag, der arme Teufel, hatte mich zwar schon früher den Wilden, seinen Feind, auf eine große Entfernung töten sehen; allein da er damals nicht hatte begreifen können, wie dieses zugegangen war, so staunte und erschrak er jetzt wieder sehr heftig. Er zitterte, wankte und sah so bestürzt aus, daß ich meinte, er werde in Ohnmacht fallen. Er hatte die Ziege nicht beachtet, auf die ich geschossen hatte, ja gar nicht wahrgenommen, daß ich sie getötet hatte. Er riß hastig seine Jacke auf, um nachzusehen, ob er nicht selbst verwundet sei. Er schien ohne Zweifel zu glauben, ich hätte beschlossen, mich seiner zu entledigen. Er warf sich mir zu Füßen, umfaßte meine

Knie und sagte mir eine Menge von Dingen, die ich nicht verstand. Ich begriff nur so viel, daß er mich flehentlich bat, ihn nicht umzubringen.
Ich fand bald ein Mittel, ihn zu überzeugen, daß ich ihm nichts zu leide tun wolle. Ich nahm ihn bei der Hand, hob ihn lächelnd auf, deutete auf die junge Ziege, die ich erlegt hatte, und befahl ihm durch Zeichen, sie zu holen. Er gehorchte. Während er in der höchsten Verwunderung zu erforschen suchte, auf welche Weise das Tier wohl getötet worden sei, lud ich meine Flinte wieder. In demselben Augenblicke sah ich auf Schußweite einen großen, falkenähnlichen Vogel, der auf einem Baumzweige saß. Damit nun Freitag einigermaßen begreifen lerne, was ich jetzt zu tun beabsichtige, rief ich ihn zu mir her und zeigte ihm den Vogel. Er war eigentlich ein Papagei, obschon ich ihn zuerst für einen Falken gehalten hatte. Ich deutete auf den Papagei, dann auf meine Flinte und dann auf die Erde unter dem Papagei. Ich wollte Freitag verständlich machen, daß ich schießen und diesen Vogel dadurch töten werde. Ich befahl Freitag, gegen den Baum zu schauen, drückte los und er sah, wie der Papagei auf der Stelle vom Baume herabstürzte. Aber ungeachtet alles dessen, was ich ihm erklärt hatte, geriet er wieder außer sich vor Angst und Erstaunen. Ich vermutete, er erschrak deshalb so, weil er mich nichts in meine Flinte hatte tun sehen und daher wohl dachte, diese sei eine wunderbare Quelle des Todes und der Vernichtung, durch die Menschen, Tiere, Vögel, kurz, alle lebendigen Wesen in der Nähe oder in der Entfernung umgebracht werden konnten.
Seine Verwunderung war so groß, daß er lange nicht von ihr zurückkam. Hätte ich ihn gewähren lassen, ich glaube, er würde mich und meine Flinte angebetet haben. Mehrere Tage lang getraute er sich nicht, sie zu berühren. War er aber in ihrer Nähe, so sprach er mit ihr und bat sie inständig, als ob sie ihm hätte antworten können. Wie ich später erfuhr, flehte er sie an, ihn nicht umzubringen.
Ich brachte damals die geschossene junge Ziege nach Hause, zog sie noch am selben Abend ab und zerlegte sie, so gut ich konnte. Da ich einen ganz zweckmäßigen Topf besaß, so ließ ich einige Stücke darin sieden und machte eine vortreffliche Fleischbrühe. Nachdem ich von dem Fleische gekostet hatte,



gab ich meinem Diener davon, der sehr zufrieden damit war und es ganz nach seinem Geschmacke fand.

Er erstaunte jedoch sehr, als er mich Salz zu dem Fleische nehmen sah. Er erklärte mir durch Zeichen, das Salz tauge nicht zum Essen. Als er selbst etwas weniges in den Mund genommen hatte, schien ihm beinahe übel zu werden. Er spuckte unaufhörlich aus und spülte sich dann den Mund mit frischem Wasser rein.

Nun nahm ich einen Bissen Fleisch ohne Salz in den Mund und spie ihn ebenso schnell aus wie er den gesalzenen. Das änderte jedoch seine Ansicht nicht. Er konnte sich niemals daran gewöhnen, sein Fleisch oder seine Fleischbrühe zu salzen.

Nachdem ich ihm auf diese Weise Fleischbrühe und gesottenes Fleisch zu kosten gegeben hatte, nahm ich mir am folgenden Tage vor, ihm einen Ziegenbraten aufzutischen.

Ich röstete das Fleisch in der gleichen Art auf dem Feuer, wie ich dies häufig in England beobachtet hatte. Ich steckte zu beiden Seiten der Glut einen Stock in die Erde, brachte einen dritten Stock quer darüber an, band an diesem das Fleisch mit einer Schnur fest und drehte es beständig herum.

Freitag war über meine Erfindung entzückt. Und als er von dem Braten kostete, gab er sich alle erdenkliche Mühe, mir durch unzählige Gebärden

begreiflich zu machen, wie vortrefflich er ihm schmecke. Es wäre mir unmöglich gewesen, ihn nicht zu verstehen. Schließlich gab er mir die ernste Versicherung, er werde niemals wieder Menschenfleisch genießen. Ich war sehr erfreut, diesen Vorsatz zu hören.

Am folgenden Tage ließ ich Freitag Getreide zerstampfen und durchbeuteln. In kurzer Zeit verrichtete er diese Arbeit so gut wie ich selbst, besonders nachdem er ihren Zweck für die Brotbereitung begriffen hatte. Ich lehrte ihn alsdann einen Teig kneten und diesen im Ofen backen. Mit einem Wort, es dauerte nicht lange, so verstand sich Freitag auf alle meine Geschäfte ebensogut wie ich.

Ich überlegte nun, daß ich künftig zwei Personen statt einer ernähren müsse und daß es folglich notwendig sei, ein größeres Stück Land als bisher zu besäen. Ich wählte daher ein weiteres Feld aus und umzäunte es auf die gleiche Weise wie meine anderen Felder. Freitag war mir dabei nicht nur mit der größten Bereitwilligkeit behilflich, sondern bezeigte auch eine herzliche Freude darüber, daß er mitarbeiten durfte. Ich hatte ihm nämlich gesagt, alles geschehe deshalb, weil er jetzt bei mir sei und ich daher für mehr Brot, folglich auch für mehr Getreide Sorge zu tragen hätte.

Diese Aufmerksamkeit schien ihn sehr zu rühren. Er gab mir zu erkennen, ich sei, nach seiner Meinung, weit mehr für ihn als für mich selbst besorgt; er wolle mit Vergnügen noch angestrengter arbeiten, ich möchte ihm nur sagen, was er zu tun habe.

Dieses Jahr war das angenehmste von allen, die ich auf der Insel zubrachte. Freitag fing ziemlich bald an, ordentlich zu reden und die Benennungen der meisten Gegenstände und fast aller Orte zu verstehen, an die ich ihn gewöhnlich schickte. Er plauderte ohne Unterlaß mit mir und ich, der ich so viele Jahre hindurch keine Gelegenheit zum Sprechen gehabt hatte, gebrauchte die Zunge nicht minder eifrig.

Aber auch abgesehen von dem Vergnügen, welches ich in den Unterhaltungen mit Freitag fand, hatte ich alle Ursache, mit ihm sehr zufrieden zu sein. Seine einfache, natürliche Offenherzigkeit wurde mir mit jedem



Tage deutlicher. Ich begann den guten Menschen wirklich zu lieben, der seinerseits, wie ich glaube, mit einer Liebe an mir hing, die größer war als jede, welche er früher für irgend jemanden gefühlt hatte.

Eines Tages wandelte mich die Lust an, zu erfahren, ob Freitag in sein Vaterland zurückzukehren wünsche. Da ich ihn das Englische schon so gut gelehrt hatte, daß er auf die meisten meiner Fragen zu antworten verstand, fragte ich ihn, ob denn das Volk, dem er angehöre, in der Schlacht niemals Sieger bleibe.

Er lächelte und sprach: „Ja, ja, wir immer sich schlagen die besten."

Er wollte damit sagen: „Wir behalten immer die Oberhand im Kampfe."

Hierauf entspann sich folgendes Gespräch zwischen uns:

Ich: „Ihr immer sich schlagen die besten, sagst du — wie kommt es dann, mein lieber Freitag, daß du gefangen worden bist?"

Freitag: „Mein Volk schlagen alle."

Ich: „Wie schlagen? Wenn dein Volk die Feinde geschlagen hat, wie könntest du dann gefangen worden sein?"

Freitag: „Sie mehr als mein Volk auf dem Platz, wo ich sein. Sie genommen einen, zwei, drei und mich. Mein Volk sie schlagen ganz und gar auf dem Platze da unten, wo ich nicht sein. Dort mein Volk genommen einen, zwei bis tausend."

Ich: „Warum hat aber dein Volk dich nicht aus den Händen der Feinde wieder befreit?"

Freitag: „Sie fortgetragen einen, zwei, drei und mich und liegen machen in dem Boot. Mein Volk nicht gehabt Boot damals."

Ich: „Sag' mir, Freitag, was macht denn dein Volk mit den Menschen, die es fängt? Führt es sie auch fort und zehrt es sie auf?"

Freitag: „Jawohl, mein Volk essen Menschen auch, alle essen."

Ich: „Wohin führt man sie denn?"

Freitag: „Gehen nach jedem Platze, wo es denkt."

Ich: „Kommen deine Landsleute auch hierher?"

Freitag: „Ja, ja; kommen hierher, kommen andern Platz."

Ich: „Bist du mit deinen Landsleuten auch schon hier gewesen?"

Freitag: „Ja, ich hier gewesen!" — dabei deutete er mit dem Finger nach dem entferntesten Teil der Küste, welchen sie vorzüglich gern zu besuchen schienen.

Einige Zeit nachher faßte ich den Mut, mit ihm zu jenem Platze zu gehen, auf dem ich die ersten Spuren der kannibalischen Mahlzeiten gefunden hatte. Freitag erkannte den Ort auf den ersten Anblick wieder und sagte mir, er sei einmal hier gewesen, als man zwanzig Männer, zwei Weiber und ein Kind verzehrt habe. Da er jedoch in englischer Sprache nicht bis zwanzig zählen konnte, legte er die entsprechende Anzahl Steine in eine Reihe und bat mich, sie zu zählen.

Ich fragte nun Freitag, wie weit es von unserer Insel bis zum Festlande sei und ob nicht zuweilen ein Boot auf der Überfahrt zu grunde gehe. Er antwortete mir, es begegne den Booten niemals ein Unfall. Denn etwas weiter draußen im Meere treffe man jeden Morgen dieselbe Strömung und denselben Wind an, des Nachmittags aber den entgegengesetzten Wind und die entgegengesetzte Strömung.

Damals glaubte ich, daß dieser Strömungswechsel die Folge von Ebbe und Flut sei. Später erfuhr ich, daß er von den Hin- und Wiederströmen des mächtigen Orinoco-Flusses herrühre. An dessen Mündung war nämlich, wie ich seinerzeit erkannte, meine Insel gelegen. Das hohe Festland, welches sich westlich und nordwestlich von ihr erstreckte, war die große Dreifaltigkeitsinsel an der nördlichen Spitze der Mündungen des Orinoco.

Ich richtete an Freitag tausenderlei Fragen über das Festland, seine Bewohner, das Meer, die Küsten und die umwohnenden Völkerschaften. Er sagte mir mit aller möglichen Offenherzigkeit alles, was er wußte.
Er erzählte mir dann, daß weit über dem Monde hinaus — er wollte damit sagen: jenseit des Ortes, wo der Mond untergeht — weiße, bärtige Menschen wie ich lebten. Er deutete dabei mit dem Finger auf meinen langen Schnauzbart. Jene bärtigen Männer hätten schon „viele Mensch" getötet. Ich konnte nicht zweifeln, daß Freitag die Spanier meine. Diese hatten in allen Ländern Amerikas solche Grausamkeiten verübt, daß ihr Andenken bei jeder Nation vom Vater auf den Sohn übergeht.
Ich fragte ihn nun, wie ich wohl von meiner Insel bis zu diesen weißen Männern gelangen könne. Er erwiderte mir: „Ja, ja, hingehen können in zwei Booten." Ich wußte nicht, was er mit den „zwei Booten" sagen wollte. Mit vieler Mühe begriff ich endlich, ich müsse ein breites und geräumiges Fahrzeug haben, das so groß sei wie zwei Boote.
Diese Äußerung Freitags machte mir ein großes Vergnügen. Sie gab mir die Hoffnung, daß ich einmal Gelegenheit finden könnte, mit Hilfe des armen Wilden von meiner Insel zu entkommen.
Seitdem Freitag sich bei mir befand, besonders aber seitdem er angefangen hatte, mit mir zu sprechen und mich zu verstehen, hatte ich es nicht versäumt, in seiner Seele einen guten Grund zu religiösen Kenntnissen zu legen. Eines Tages fragte ich ihn unter anderem, wem er sein Dasein verdanke. Der ehrliche Junge verstand mich nicht, sondern meinte, ich wolle wissen, wer sein Vater sei. Ich stellte daher meine Frage auf eine andere Weise. Ich sagte ihm: „Weißt du wohl, wer das Meer, die Erde, auf der du wandelst, die Berge und die Wälder gemacht hat?"
Er antwortete mir: „Der alte Benamuckee, der weit draußen über allen Ländern sitzt." Er wußte mir aber über dieses mächtige Wesen nichts anderes zu sagen, als daß es außerordentlich alt sei. Älter noch als das Meer und die Erde, als der Mond und die Sterne.
Ich fragte ihn hierauf, warum denn nicht alle geschaffenen Dinge diesen alten Mann anbeteten, wenn er sie alle gemacht habe. Freitag wurde sehr

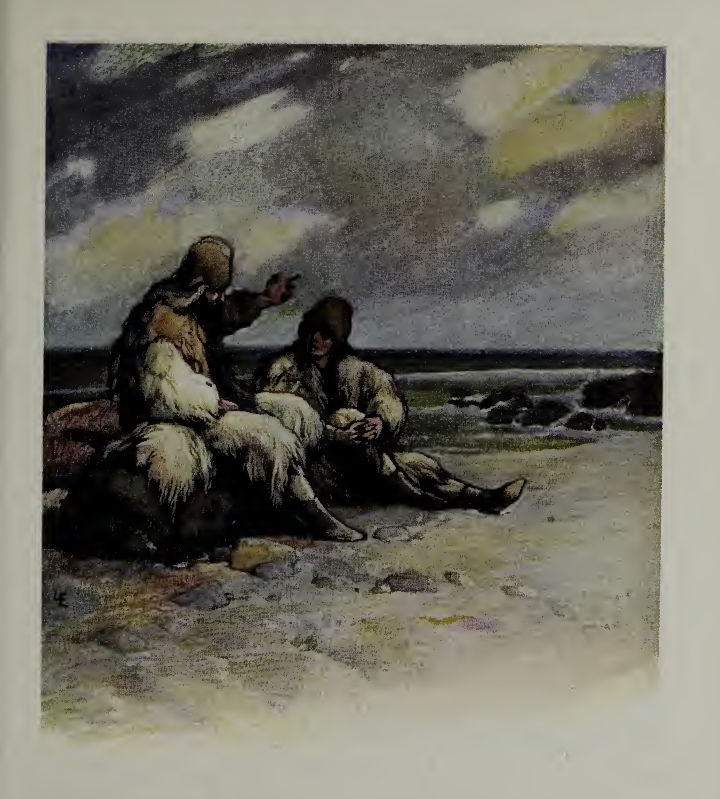
ernsthaft und sprach im unschuldigsten Tone von der Welt: „Alle Dinge zu ihm sagen: ‚Oh!‘“ — „Wohin“, fragte ich nun, „kommen denn die Leute, die in deinem Lande sterben?“ — „Alle sie“, erwiderte er, „gehen zu Benamuckee.“ — Zuletzt fragte ich ihn noch, ob jene, die man aufspeise, auch zu ihm kommen. Er bejahte das ebenfalls.

Ich begann ihn nun über unseren Gott zu belehren. Ich sagte ihm, der große Schöpfer aller Dinge wohne dort oben und deutete dabei auf den Himmel. Er regiere die Welt durch die gleiche Macht und weise Fürsorge, durch welche er sie geschaffen habe. Er sei allmächtig. Er könne alles für uns tun und uns alles geben, aber er könne uns auch alles nehmen. So öffnete ich Freitag nach und nach die Augen.

Er hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu und vernahm mit Freuden die ersten Nachrichten von Christus, dem Gottessohne, der auf die Welt gekommen war, um uns von unseren Sünden loszukaufen. Ich lehrte Freitag unsere Weise, zu Gott zu beten, und legte ihm dar, daß auch das leiseste Wort von Gott im Himmel gehört werden könne. Eines Tages sagte er mir, daß unser Gott, da er uns von noch weiter her als von der Sonne hören könne, ein weit größerer Gott sein müsse als Benamuckee, der in keiner so weiten Entfernung lebe und die Beter doch nicht hören könne, wenn sie nicht zu ihm auf die höchsten Berge gingen, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe.

Ich fragte Freitag, ob er schon einmal auf einen solchen Berg gestiegen sei, um mit Benamuckee zu sprechen. Er verneinte und bemerkte, junge Leute dürften nicht vor das Angesicht dieses Gottes treten, sondern nur die Greise. Die waren nach seiner Erklärung die Priester seines Volkes. Die alten Leute sagten aber niemals etwas anderes zu Benamuckee als: „Oh!“ In diesem Anruf war ihr Gebet. Kamen sie dann herunter, so berichteten sie den übrigen alles, was Benamuckee zu ihnen gesprochen hatte.

Ich versuchte nun, Freitag in einer langen Rede die Erlösung der Menschen durch den Weltheiland auseinanderzusetzen, der Mensch geworden war, um die anderen Menschen die gegenseitige Liebe zu lehren, und der, um seine Botschaft durch das Werk zu beweisen, seine Eltern aus armem, obwohl edlem Stamme gewählt habe.



Der Himmel weiß, daß weit mehr aufrichtiges Bestreben als tiefes Wissen allen den Methoden zu grunde lag, zu denen ich meine Zuflucht nahm, meinen Gefährten zu belehren. Ich muß eingestehen — und jeder andere an meiner Stelle hätte es ebenso erfahren —, daß ich mich selbst über viele Dinge belehrte, während ich sie Freitag deutlich zu machen strebte. Ich hatte sie entweder nicht gewußt oder hatte über sie früher nicht reiflich genug nachgedacht. Nun, da ich sie zur Belehrung dieses einfachen Wilden näher zu erforschen trachtete, drängten sie sich von selbst meinem Geiste auf. Ich legte bei dieser Forschung weit mehr religiöse Inbrunst an den Tag, als es früher in meinem ganzen Leben der Fall gewesen war.

War mir nun die Belehrung Freitags gelungen oder nicht — ich hatte alle Ursache, Gott zu danken, daß er ihn mir gesendet. Ich ertrug jetzt jeden Kummer viel leichter, ja mein Wohnort murde mir sogar ungemein behaglich. Ich überlegte, daß dieses Einsiedlerleben, zu welchem ich mich verurteilt sah, mich nicht nur dazu gebracht hatte, meine Blicke himmelwärts zu wenden und die Hand dort aufzusuchen, die mich verbannt hatte, sondern daß ich auch das Werkzeug der Vorsehung geworden war, das Leben und die Seele eines armen Wilden zu retten. Ich durfte ihn zur Erkenntnis der christlichen Lehren führen, des Gottessohnes Christus, welcher die ewige Liebe ist. Wenn ich über das alles nachdachte, erfüllte meine Seele eine geheime Freude. Ja, ich wünschte mir jetzt geradezu Glück, auf die Insel verschlagen worden zu sein, während ich früher hunderte Male mein Geschick als das schrecklichste aller Trübsale angesehen hatte, mit denen ich hätte heimgesucht werden können.

In diesen dankbaren Gesinnungen gegen Gott verlebte ich die ganze übrige Zeit meiner Verbannung. Meine Unterhaltungen mit Freitag füllten meine Stunden so schön aus, daß wir drei ganze Jahre vollkommen glücklich miteinander zubrachten — wenn je irgend ein irdisches Glück vollkommen genannt zu werden verdient. Mein Wilder war ein guter, ich möchte fast sagen, ein noch besserer Christ als ich, obgleich ich — dem Himmel sei Dank — Ursache hatte, zu glauben, wir waren beide in gleichem Grade von Reue erfüllt und also getröstete, wiedergeborene Büßer.

Ich las Freitag aus der heiligen Schrift vor und versäumte nicht, so gut ich es vermochte, ihm die Bedeutung alles dessen zu erklären, was ich las. Er dagegen machte mich durch oft tief überdachte Fragen zu einem geschickteren Gelehrten und Kenner des Alten und Neuen Testamentes, als ich es je geworden wäre, hätte ich nur für mich allein gelesen.

Als nun Freitag und ich genauere Bekanntschaft miteinander gemacht hatten, als er ferner fast alles verstand, was ich ihm sagte, und geläufig, wenn auch noch schlecht Englisch sprechen konnte, erzählte ich ihm meine Abenteuer — besonders jene, die sich an meine Ankunft auf der Insel knüpften — und teilte ihm meine bisherige Lebensweise mit. Ich weihte ihn auch in das Geheimnis des Pulvers und der Kugeln ein und lehrte ihn schießen. Ich gab ihm ein Messer, was ihm außerordentliche Freude machte, und hing ihm einen Gürtel mit einer Scheide um, in die ich statt des Dolches ein kleines Beil steckte. Es war nicht allein bei manchen Gelegenheiten eine gute Waffe, sondern bei sehr vielen auch ein nützliches Werkzeug. Ich zeigte Freitag das Wrack unseres ehemaligen Bootes. Es war jetzt fast ganz zerfallen. Freitag verfiel bei seinem Anblick in tiefes Nachdenken. Endlich sagte er: „Ich sehen so ein Schiff kommen an Ort von mein Volk." Dann fügte er mit Wärme hinzu: „Wir gerettet weiße Männer vor Ertrinken." Ich war betroffen und wünschte die Anzahl der geretteten Schiffbrüchigen zu wissen. Er zählte an den Fingern bis siebzehn. „Was ist aber aus ihnen geworden?" fuhr ich fort. — „Leben alle, wohnen bei mein Volk."

Mir fiel ein, diese Leute könnten die Mannschaft des an meiner Insel gescheiterten Schiffes sein, die ich ehemals für rettungslos verloren gehalten. Ich erkundigte mich eindringlich nach ihrem Schicksal. Freitag erwiderte mir: „Mein Volk machen Brüder mit ihnen." Er sagte noch: „Sie nicht essen Menschen; nur wenn der Krieg macht geschlagen."

Lange Zeit nach diesem Gespräche befand ich mich einmal mit ihm auf dem Gipfel, von dem ich einst an einem heiteren Tage das amerikanische Festland entdeckt hatte. Der Himmel war sehr klar und Freitag hatte die Blicke aufmerksam nach dem Horizont gerichtet. Plötzlich sprang er in einer



Art von Entzücken hin und her, fing zu tanzen an und jubelte: „O Freude! o lustig! Hier gesehen mein Vaterland, hier mein Volk!"
Ich fragte ihn, ob er Lust habe, in seine Heimat zurückzukehren. Er lächelte und meinte, so weit könne er nicht schwimmen. Ich versprach ihm, ich wolle ihm einen Kahn bauen. In diesem Falle, erklärte er, werde er hingehen, aber nur in meiner Gesellschaft. „Wie kann ich mit dir gehen, sie würden mich ja

auffressen!" — „Nein, nein, ich lassen dich nicht essen von ihnen; ich machen dich viel lieben von ihnen." Zugleich wiederholte er mir, wie gefällig seine Landsleute gegen die bärtigen Männer gewesen, die in der höchsten Not an ihrer Küste gelandet waren.

Ich führte nun Freitag zu meiner kleinen Fregatte, die auf der anderen Seite der Insel vor Anker lag. Ich schöpfte das Wasser aus ihr heraus, machte sie flott und stieg mit ihm hinein.

Freitag war ein tüchtiger Schiffer. Er brachte das Boot schneller und geschickter in Bewegung als ich. Während wir dahinfuhren, sprach ich zu ihm: „Freitag, was meinst du, wollen wir dein Volk besuchen?" Meine Worte verblüfften ihn; wahrscheinlich schien ihm das Fahrzeug für eine solche Reise zu klein.

Am folgenden Tage zeigte ich Freitag das große Boot, das ich zuerst verfertigt hatte, aber nicht ins Meer bringen konnte. Ich hatte mich dreiundzwanzig Jahre nicht darum bekümmert und es war von der Sonne so ausgetrocknet worden, daß es Risse bekommen hatte und fast verfault war. Freitag versicherte mir, ein solches Fahrzeug sei zur Fahrt nach dem Festlande ganz geeignet, man könne darein „viel genug zu essen und trinken" laden.

Mein Entschluß stand nun fest, ein neues großes Boot zu bauen. Ohne Aufschub machte ich mich mit Freitag auf den Weg, einen starken Baum aufzusuchen. Er verstand sich besser als ich auf die Holzgattungen, die zu unserem Vorhaben am tauglichsten waren, und wählte nach langer Prüfung einen festen Baum aus.

Nach Verlauf eines Monates hatten wir in angestrengtester Arbeit den Rumpf des Bootes vollendet. Doch brauchten wir noch vierzehn Tage, um ihn mit großen hölzernen Rollen bis ans Meer zu bringen. Das Boot hätte leicht zwanzig Mann tragen können.

Als wir es flott gemacht hatten, erstaunte ich, mit welcher Geschicklichkeit Freitag es, seiner Größe ungeachtet, zu lenken und durch Rudern fortzubewegen wußte. Ich beabsichtigte jedoch, einen Mast und ein Segel sowie Anker und Steuerruder anzubringen. Zwei volle Monate kostete mich die Verwirklichung dieser Idee.



Da alles fertig war, machte ich Freitag mit der Handhabung des Segels und des Steuerruders vertraut, die er noch nicht gekannt hatte.

Die eingetretene Regenzeit nötigte uns, das Fahrzeug so sicher wie möglich zu bergen. Wir zogen es ans Gestade und bedeckten es mit einer derart dichten Lage von Baumzweigen, daß es sich darunter so gut wie ein Haus unter einem Strohdache befand.

Als die günstige Jahreszeit herannahte, war ich darauf bedacht, einen Vorrat von den uns zur Reise notwendigen Lebensmitteln zu sammeln. In zwei Wochen etwa wollte ich unser Fahrzeug ins Meer lassen.

Eines Morgens, da ich mich gerade mit diesen Vorbereitungen beschäftigte, lief Freitag auf mich zu. Er setzte über mein äußeres Bollwerk mit solcher Behendigkeit, daß seine Füße kaum den Boden berührten. Ehe ich noch Zeit hatte, ihm etwas zu sagen, rief er mir zu: „O Herr, Herr! O Kummer! O viel schlimm!" — „Was gibt es denn, Freitag?" — „Oh, da unten eins, zwei, drei Kahn! eins, zwei drei!"

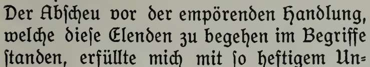
Er zitterte so heftig, daß ich alles aufbieten mußte, ihm Mut einzuflößen. Ich sagte ihm, ich sei ja in eben so großer Gefahr wie er, von den Wilden gefressen zu werden. „Wir müssen uns entschließen," fügte ich hinzu, „mutig zu kämpfen; willst du kämpfen, Freitag?" — „Ich schießen," antwortete er, „aber dann kommen große Zahl." — „Was liegt daran!" versetzte ich, „unsere Flinten werden die erschrecken, welche wir nicht töten können."

Ich fragte ihn, ob er, wenn ich mich entschlösse, ihn zu verteidigen, auch bereit sei, mich zu verteidigen und alles zu tun, was ich ihm sage. Er erwiderte: „Ich sterben, Herr, wenn du befiehlst sterben!"

Ich lud nun sechs Musketen und meine beiden Pistolen, hing mein großes Schwert blank an die Seite und gab Freitag ein Beil. So gerüstet stieg ich



auf den Hügel und erblickte alsbald einundzwanzig Wilde, drei Gefangene und drei Boote. Die Wilden waren nicht an der Stelle gelandet, wo ihnen Freitag entschlüpft war, sondern noch näher an meinem Schlupfhafen, an einer niedrigen Stelle des Gestades, wo sich ein dichtes Gehölz bis an das Meer ausdehnte.



Der Abscheu vor der empörenden Handlung, welche diese Elenden zu begehen im Begriffe standen, erfüllte mich mit so heftigem Unwillen, daß ich zu Freitag zurückkehrte und ihm sagte, ich sei entschlossen, mich über sie zu werfen und sie alle umzubringen.

Freitags Furcht hatte sich inzwischen zerstreut und er versicherte mir abermals, er werde sterben, sobald ich es ihm befehle.

Ich verteilte unsere Waffen. Freitag gab ich eine Pistole und drei Musketen; ich selbst nahm die andere Pistole und die übrigen Gewehre. Ich befahl Freitag, sich ganz in meiner Nähe zu halten und nicht eher zu schießen oder sonst irgend etwas zu tun, als bis ich es angeordnet hätte.

Wir machten einen Umweg, um den Schlupfhafen zu vermeiden und das Gehölz zu erreichen. Vom Strauchwerk gedeckt, konnten wir uns den Wilden bis auf halbe Schußweite nähern.

Sie saßen sämtlich um ein Feuer und verzehrten das Fleisch eines ihrer Gefangenen. Nicht weit von ihnen aber lag noch ein anderer geknebelt auf dem Sande — ein weißer, bärtiger Mann! Freitag erkannte ihn: es war einer jener Schiffbrüchigen, die in ihr Land gekommen waren.

Mich ergriff schaudervolles Entsetzen. Es war kein Augenblick zu verlieren. Zwei der Kannibalen traten schon zu dem Gefesselten, um die Bande seiner Füße zu lösen. Ich flüsterte Freitag zu: „Jetzt mußt du meine Befehle streng vollziehen. — Tu genau, was du mich tun siehst. Gib wohl acht!" Ich legte zwei meiner Musketen auf die Erde und zielte mit der



dritten auf die Wilden. Freitag tat ein gleiches. „Bist du bereit?“ — „Vollkommen ja!“ — „Nun denn, Feuer auf alle!“
Freitag hatte viel besser gezielt als ich. Er hatte zwei Wilde getötet und drei verwundet; ich hatte nur einen getötet und zwei verwundet. Die Be=

stürzung der Wilden war fürchterlich. Alle, welche unverletzt geblieben, sprangen auf. Sie wußten nicht, wohin sie fliehen sollten. Von allen Seiten fürchteten sie den Tod.
Freitag und ich nahmen rasch neue Gewehre und legten wieder an. Diesmal fielen bloß zwei; allein viele andere wurden verwundet.
Wir ergriffen nun jeder die noch geladene Muskete und stürzten aus dem Gehölze. So wie sie uns gesehen hatten, stieß ich einen furchtbaren Schrei aus und rief Freitag zu, ebenfalls zu heulen; dabei lief ich so schnell, als das Gewicht meiner Waffen es gestattete, gerade auf das arme Opfer zu. Die beiden Schlächter, die sich bereits über ihn hermachen wollten, hatten, von Entsetzen ergriffen, schon bei unserem ersten Schusse ihre Beute losgelassen. Sie flohen der Küste zu und warfen sich mit noch dreien ihrer Gefährten in ein Boot. Während Freitag sie verfolgte, ergriff ich mein Messer und schnitt die Bande entzwei, die den Gefangenen fesselten. Nachdem ich ihm die Hände und Füße losgemacht hatte, hob ich ihn von der Erde auf und fragte ihn, wer er sei. Er antwortete lateinisch, er sei „Christ". Er war aber so schwach und abgemattet, daß er nur mühsam reden konnte und sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte. Ich zog meine Flasche hervor und reichte sie ihm; als er getrunken hatte, gab ich ihm ein Stück Brot. Dann fragte ich ihn, aus welchem Lande er sei. Er antwortete: „Spanier." Nun, da er sich ein wenig erholt hatte, gab er mir durch alle möglichen Geberden seine Dankbarkeit für die Befreiung zu erkennen.
Ich raffte mein bißchen Spanisch zusammen und sagte ihm: „Sennor, wir wollen später miteinander reden, jetzt müssen wir noch kämpfen. Nehmen Sie diese Pistole und diesen Säbel und rächen Sie sich!" Kaum fühlte er die Waffen in seinen Händen, so warf er sich, als hätten sie ihm neue Kraft gegeben, wütend über seine Mörder her.
Ich rief Freitag und befahl ihm, die abgeschossenen Gewehre herbeizubringen. Mit der größten Schnelligkeit vollzog er diesen Befehl. Ich gab ihm hierauf meine noch nicht abgefeuerte Muskete, setzte mich nieder und lud die anderen Waffen.

Während ich damit beschäftigt war, entspann sich ein hitziger Kampf zwischen dem Spanier und einem der Wilden. Der Wilde führte heftige Streiche mit einem der schweren, hölzernen Schwerter, die für die Schlachtung der Gefangenen bestimmt waren. Der Spanier kämpfte trotz seiner Schwäche eine gute Weile mit dem Indianer; er hatte ihm bereits zwei tiefe Wunden am Kopfe beigebracht. Auf einmal packte ihn jedoch der Wilde, welcher ein mutiger und rüstiger Geselle war, mit den Armen um den Leib, warf ihn nieder und suchte seinen Händen den Säbel zu entringen. Aber der Spanier war klug. Er ließ den Säbel los, riß die Pistole aus dem Gürtel und schoß dem Wilden die Kugel durch den Leib, noch ehe ich, der zur Hilfe herbeilief, Zeit gehabt hatte heranzukommen. Freitag verfolgte währenddessen die Flüchtlinge ohne eine andere Waffe in der Faust als sein Beil.

Schließlich hatten wir alle getötet bis auf vier, denen es gelungen war in einem Kahn zu entweichen. Freitag wünschte lebhaft, sie zu verfolgen. Da ich besorgt war, die Flüchtlinge könnten ihren Landsleuten Nachricht von uns geben und sie veranlassen, mit zweihundert oder dreihundert Booten zu unserer Vernichtung zurückzukommen, gab ich die Einwilligung zu einer Jagd auf dem Meere. Ich eilte auf einen der Kähne zu, sprang hinein und befahl Freitag, mir zu folgen. Wie erstaunte ich aber, als ich im Boot einen alten Wilden fand, der, an Händen und Füßen gebunden, sich ein gleiches Los wie der Spanier erwartete. Er war aus Furcht dem Verscheiden nahe. Er begriff nichts von den Vorgängen, die er um sich hörte, denn er konnte nicht über den Rand des Bootes hinaussehen. Er war so fest gebunden nnd war schon so lange geknebelt gelegen, daß beinahe der letzte Lebensfunke in ihm erstorben schien. Ich schnitt schnell seine Bande durch. Dann versuchte ich ihn aufzurichten, aber er vermochte ebensowenig aufzustehen als zu sprechen. Er wimmerte nur sehr kläglich,



und schien ohne Zweifel zu glauben, er sei nur losgebunden worden, um zur Schlachtbank geführt zu werden.
Freitag war herangekommen und ich bat ihn, mit dem armen Teufel zu sprechen und ihm die Versicherung zu geben, daß er frei sei. Gleichzeitig zog ich meine Flasche hervor und reichte sie dem Unglücklichen. Der Trunk und die Nachricht von seiner Errettung belebten ihn wieder und er setzte sich im Kahne aufrecht. Als aber Freitag ihn reden hörte und ihm ins Gesicht sah, gebärdete er sich auf einmal wie toll. Er küßte den Alten umarmte ihn und drückte ihn an sich. Er weinte, lachte, schrie, sprang herum und tanzte, sang und weinte wieder und schlug sich ins Gesicht und auf den Kopf. Lange konnte ich kein Wort aus ihm herausbringen, wodurch ich erfahren hätte, was ihm denn geschehen sei; endlich hatte er sich etwas beruhigt, er wandte sich zu mir und rief aus: „Es sein mein Vater!"
Ich vermag kaum das Entzücken und die kindliche Liebe Freitags zu schildern. Unzählige Male stürzte er in die Barke und sprang wieder hinaus. Er setzte sich neben seinen Vater, entblößte sich die Brust und drückte ihm, um ihn wieder zu beleben, den Kopf an sein Herz. Er ergriff dessen Arme und Beine, die vom festen Zusammenbinden kalt und steif geworden waren, und erwärmte sie zwischen seinen Händen. Als ich das sah, gab ich ihm etwas Rum aus meiner Flasche und hieß ihn damit die Gelenke des Alten einreiben, was sehr gute Wirkung tat.
Dieses Ereignis verhinderte uns, den Kahn der Wilden zu verfolgen. Er war jetzt schon so weit, daß ihn die Augen kaum mehr finden konnten. Und das war ein großes Glück für uns; denn nach Verlauf von zwei Stunden, in denen die Flüchtlinge kaum den vierten Teil ihres Weges zurückgelegt haben konnten, erhob sich ein ungestümer Wind, der die ganze Nacht so heftig blies, daß er uns — wären wir auf dem Meere gewesen — sicher in große Gefahr gebracht hätte.
Freitag war so sehr mit seinem Vater beschäftigt, daß ich eine gute Weile nicht den Mut hatte, ihn zu stören. Endlich rief ich ihn und fragte ihn, ob er seinem Vater Brot gegeben habe. Er schüttelte den Kopf. „Nein, häßlicher Hund ich, alles selbst gegessen."

Ich zog aus einer kleinen Tasche einen Wecken hervor und übergab ihm diesen für seinen Vater. Außerdem reichte ich ihm ein paar Trauben. Kaum hatte der Alte diese Dinge erhalten, als ich Freitag aus dem Boot springen und forteilen sah, als habe ihn etwas heftig erschreckt. Er lief mit solcher Schnelligkeit, daß ich ihn in wenigen Augenblicken aus dem Gesichte verlor. Ich mochte rufen und nachschreien, wie ich wollte, er hörte nicht auf mich.

Etwa nach einer Viertelstunde kam er wieder; allein er lief minder schnell als vorher. Da er sich näherte, bemerkte ich, daß er einen irdenen Topf mit frischem Wasser für seinen Vater in der Hand trug. Auch hatte er zwei kleine Brote mitgebracht, welche er mir gab.



Als der Alte getrunken hatte, rief ich Freitag und bat ihn, dem Spanier ebenfalls Wasser zu geben. Gleichzeitig schickte ich diesem eines der kleinen Brote. Der arme Mann ruhte unter dem Schatten eines Baumes im Grase. Seine Glieder waren steif und aufgeschwollen von den Banden, mit denen man ihn unbarmherzig geknebelt hatte. So wacker er sich im Kampfe gehalten hatte, so schwach

war er jetzt. Ich forderte daher Freitag auf, auch ihm die Beine mit Rum einzureiben.

Während der brave, ehrliche Freitag mit dem Spanier beschäftigt war, drehte er alle paar Minuten den Kopf nach seinem Vater, um zu sehen, ob er noch in derselben Stellung sei, in der er ihn verlassen hatte. Auf einmal legte sich der Alte nieder und sein Kopf verschwand im Boot. Freitag lief, ohne ein Wort zu sagen, mit solcher Schnelligkeit zum Kahn, daß er über dem Boden nur zu schweben schien. Als er jedoch fand, daß sein Vater sich nur niedergelegt hatte, um besser auszuruhen, kehrte er augenblicklich wieder zurück.

Ich bat nun den Spanier, er möge Freitag erlauben, daß er ihm aufstehen helfe und ihn bis an das Fahrzeug geleite. Freitag aber, der ein junger, rüstiger Bursche war, lud den Ermatteten auf seine Schultern und trug ihn nach dem Kahne. Dort legte er ihn ganz dicht neben seinen Vater.

Alsdann schob er das Boot ins Meer und ruderte, obgleich der Wind stark entgegenwehte, längs der Küste schneller hin, als ich zu Fuß folgen konnte. So brachte er die beiden nach unserem Schlupfhafen, von wo wir sie in einer Art von Tragbahre nach der Burg schafften. Weil sie aber nicht im stande waren, über den Wall zu steigen, so schlug ich mit Freitag aus alten, mit Baumzweigen bedeckten Segeltüchern ein sehr schönes Zelt in dem freien Raume auf, der sich zwischen unserer äußeren Verschanzung und dem von mir gepflanzten Gesträuch befand. Wir machten ihnen auch zwei Betten aus gutem Reisstroh, worüber wir doppelte Decken breiteten.

Als ich die zwei befreiten Gefangenen in Sicherheit gebracht hatte, erteilte ich Freitag den Auftrag, eine jährige Ziege aus meiner Herde zu schlachten und zuzubereiten. Wir aßen alle im neuen Zelt. Freitag machte den Dolmetscher bei seinem Vater, ja selbst bei dem Spanier, der die Sprache der Wilden ziemlich gut zu reden verstand.

Nachdem wir gespeist hatten, befahl ich Freitag, in einem der Kähne unsere Musketen zu holen, die wir auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatten.

Am folgenden Tage hieß ich Freitag die Leichname der Wilden und auch die schrecklichen Reste ihres Festmahles verscharren. Er vollzog meinen Befehl auf der Stelle und vertilgte alle Spuren so gründlich, daß ich den Kampfplatz später auf keine andere Weise zu erkennen vermochte, als an der Waldspitze, die in ihn hineinragte.

Ich beauftragte nun Freitag, seinen Vater zu fragen, was er von den Wilden denke, die in dem Kahne entkommen seien; ob wir erwarten müßten, sie mit starken Streitkräften zurückkommen zu sehen. Der Alte meinte, daß sie im Sturm zu grunde gegangen seien; hätten sie dennoch die Küste mit heiler Haut erreicht, so würden sie gewiß ihrem Volk erzählen, ihre Gefährten seien nicht durch Menschenhände, sondern durch Donner und Blitze getötet worden und Freitag und ich seien zwei himmlische oder zwei höllische Geister, die auf die Erde gestiegen, um sie zu vernichten. Er war deshalb geneigt, das zu glauben, weil er gehört hatte, wie sie einander zugerufen, Menschen könnten nicht im stande sein, Feuer zu schleudern und Donner zu sprechen und auf eine so große Entfernung zu töten, ohne nur die Hand aufzuheben. — Der alte Wilde hatte Recht. Ich erfuhr später, daß die Wilden dieses Stammes es nicht mehr wagten, auf der Insel zu landen. Die Erzählungen der vier Menschen, die tatsächlich ihr Land glücklich erreicht hatten, überzeugten sie, daß die Insel behext sei und vom Feuer des Himmels heimgesucht werde.

Da ich jedoch das damals noch nicht wußte, schwebte ich lange Zeit in beständiger Furcht und war mit meinem ganzen Heere immer auf der Hut. Erst nachdem geraume Zeit verflossen war, ohne daß sich irgend ein Kahn sehen ließ, verschwand meine Besorgnis. Ich verfiel wieder auf meine früheren Pläne einer Reise nach dem Festlande. Ich besprach sie mit meinen neuen Gefährten. Freitags Vater versicherte mir, ich könnte darauf zählen, aus Rücksicht für ihn aufs beste von seinem Volk behandelt zu werden.

Eine ernste Unterredung mit dem Spanier ließ mich aber die Ausführung meines Vorhabens verschieben. Er teilte mir mit, daß seine Kameraden, mit denen er Schiffbruch gelitten und sich an das Festland gerettet hatte,

zwar in sehr gutem Einverständnisse mit den Wilden leben, aber in völlige Abhängigkeit von diesen geraten waren.
Ich fragte ihn, wie seine Gefährten einen Vorschlag zu ihrer Befreiung aufnehmen würden. Ich gestand ihm, daß ich verräterische Treulosigkeit befürchtete, falls ich sie auf meine Insel nähme und so mein Leben in ihre Hände gäbe.
Der Spanier antwortete mit vieler Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit. Er sagte mir, die Lage seiner Gefährten sei so elend, daß sie sicher mit Abscheu den Gedanken von sich weisen würden, einem Manne übel zu begegnen, der zu ihrer Befreiung beigetragen hatte. Er erklärte sich bereit, sich mit dem alten Wilden, wenn ich es wünschte, zu ihnen zu begeben, um mit ihnen zu verhandeln. Er wolle einen Vertrag mit ihnen bloß unter der Bedingung schließen, daß sie ihm feierlich zuschwörten, meine unumschränkte Autorität als Führer anzuerkennen. Er fügte hinzu, daß er selbst bereit sei, sich sein ganzes Leben nicht von mir zu trennen, außer, wenn ich es ihm befehle. Auf diese Versicherung hin entschloß ich mich, ihn und den alten Wilden abzusenden, um mit den Schiffbrüchigen zu unterhandeln. Als der Spanier jedoch alles zu seiner Abreise vorbereitet hatte, machte er selbst unaufgefordert eine Einwendung, die ebensoviel Klugheit als Ehrlichkeit verriet. Freilich wurde dadurch die Befreiung seiner Kameraden um wenigstens sechs Monate verschoben.
Er machte mich darauf aufmersam, daß meine Vorräte an Gerste und Reis, auch bei der größten Sparsamkeit, für eine Gesellschaft von sechzehn bis zwanzig Leuten nicht hinreichen konnten. Er hielt es für besser, zunächst mir mit Freitag und dem alten Wilden zu helfen, mehr Land urbar zu machen und es mit allem Getreide einzusäen, das ich erübrigen konnte. Denn er befürchtete, daß eine Hungersnot seinen Landsleuten leicht Veranlassung zu Zwistigkeiten geben und sie zu der Meinung verleiten möchte, sie seien in noch größeres Elend geraten.
Sein Rat war sehr gut. Wir machten uns alle vier an die Arbeit und gruben die Erde um, so gut es die hölzernen Werkzeuge gestatteten, mit denen wir versehen waren. In vier Wochen hatten wir eine hinreichend große Strecke Land gepflügt. Wir säten so viel Gerste und so viel Reis aus, als wir

entbehren konnten. Als das getan war, ließ ich eine große Menge Trauben sammeln und zum Trocknen aufhängen. Wir brachten ihrer so viele zusammen, daß wir sechzig bis achtzig Fässer hätten füllen können, wenn wir diese gehabt hätten.

Mittlerweile kam die Erntezeit heran. Unsere Saatfelder standen sehr schön. Es war zwar nicht die ergiebigste Ernte, die ich auf der Insel erlebt hatte, aber ihr Ertrag war doch so reichlich, daß er unserem Zwecke entsprach. Wir hatten genug für unseren Lebensunterhalt bis zur nächsten Ernte, selbst wenn alle sechzehn Spanier sich schon bei uns befunden hätten. Wären wir bereits reisefertig gewesen, so hätte der Ertrag unser Schiff hinlänglich mit Mundvorrat versehen, um uns nach jedem Teile Amerikas bringen zu können.

Nun erlaubte ich dem Spanier, sich nach dem Festlande zu begeben. Ich erteilte ihm aber geradezu den Befehl, keinen mitzubringen, der nicht in seiner und des alten Wilden Gegenwart geschworen, nicht nur die Person, welche er auf der Insel antreffen werde und welche die Güte hatte, seine Befreiung zu bewerkstelligen, auf keine Weise zu beleidigen, feindselig zu behandeln oder anzugreifen, sondern im Gegenteil sich jedem ihrer Gebote unbedingt zu unterwerfen.

Mit diesen Verhaltungsvorschriften versehen, machte sich der Spanier mit Freitags Vater auf die Reise in einem jener Kähne, in welchen sie gekommen waren. Ich gab ihnen zwei Musketen und etwa acht Ladungen Pulver und Blei mit und versah sie mit einer hinlänglichen Menge Brot und Zibeben. Schließlich machte ich mit ihnen ein Signal aus, an welchem ich sie — schon von weitem — erkennen wollte. —

Bereits seit acht Tagen sah ich der Rückkunft der Abgesandten entgegen, als ein ganz unerwartetes Ereignis sich zutrug.

Ich lag eines Morgens in tiefem Schlafe in meiner Hängematte, als plötzlich Freitag atemlos zu mir gelaufen kam und mir zurief: „Herr, Herr, sie gekommen! sie gekommen!"

Ich sprang auf und eilte, sobald ich meine Kleider angezogen hatte, durch mein kleines dichtes Gehölz.

Da ich keine Gefahr ahnte, so war ich, gegen meine Gewohnheit, ohne Waffen fortgegangen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich in einer Entfernung von etwa anderthalb Stunden ein fremdes Boot auf dem Meere erblickte, das mit ziemlich gutem Winde auf die Insel zusteuerte. Es kam nicht von jener Seite, wo das Festland lag. Ich rief sogleich Freitag herbei und befahl ihm, sich verborgen zu halten. Diese Leute waren nicht diejenigen, die wir erwarteten, und ich wußte nicht, ob sie Freunde oder Feinde waren.

Ich erklomm den Gipfel des Felsens und entdeckte nun mit meinem Fernrohr ein großes Fahrzeug, das ungefähr anderthalb Stunden von dem Gestade entfernt vor Anker lag. Meine Beobachtungen lehrten mich, daß sowohl das Schiff als auch das Boot englische Fahrzeuge waren.

Ich vermag die Freude nicht auszudrücken, die mich zunächst ergriff, ein Schiff zu sehen, auf welchem sich Landsleute von mir und folglich Freunde befinden mußten. Indessen stiegen doch bald geheime Zweifel in meiner Seele auf und ich beschloß, auf der Hut zu sein. Vor allem überlegte ich, was wohl ein englisches Schiff in dieser Weltgegend zu tun haben konnte. Es war hier kein Weg nach einem der Lande, in welchen England Faktoreien hatte. Ich erkannte, daß diese Engländer nicht in guter Absicht gekommen waren. Ich sagte zu mir: „Es ist jedenfalls ratsamer, in meiner bisherigen Lage zu bleiben, als Dieben und Räubern in die Hände zu fallen."

Das Boot näherte sich dem Gestade und suchte einen Schlupfhafen, um bequem anzulegen. Da die Mannschaft jedoch nicht weit genug hinauffuhr, bemerkte sie die kleine Bucht nicht, wo ich ehemals mit meinem Floß gelandet hatte. Sie zogen das Boot ungefähr eine halbe Meile von mir an den Strand.

Als die Leute sich auf dem Gestade befanden, überzeugte ich mich völlig, daß sie größtenteils Engländer waren. Es waren im ganzen elf Mann. Drei von ihnen hatten keine Waffen und waren gebunden. Einer von den drei Gefangenen geberdete sich sehr leidenschaftlich. Seine Gesten drückten Bitten, Schmerz und Verzweiflung aus. Auch die beiden anderen hoben zuweilen die Hände gegen Himmel und schienen sehr betrübt zu sein.

Dieser Anblick bestürzte mich in hohem Grade. Ich wußte nicht, was alles zu bedeuten hatte. Freitag rief mir in seinem gebrochenen Englisch zu: „O Herr! Sehen du, englische Menschen essen auch Gefangene, wie wilde Menschen!" — „Nein, nein," erwiderte ich ihm, „ich fürchte zwar, daß sie die Gefangenen ermorden wollen, allein du darfst überzeugt sein, daß sie nicht daran denken, sie zu essen."

Ich sah, wie einer der bewaffneten Schufte ein großes Messer oder einen Dolch erhob und einem der Unglücklichen damit drohte. Ich bedauerte vom ganzen Herzen, daß der Spanier und der alte Wilde fort waren. Ich strengte mich an, irgend ein Mittel ausfindig zu machen, um mich diesen Banditen unbemerkt auf Schußweite zu nähern und die drei Männer zu befreien. Jene hatten übrigens, soviel ich beobachten konnte, keine Feuerwaffen bei sich.

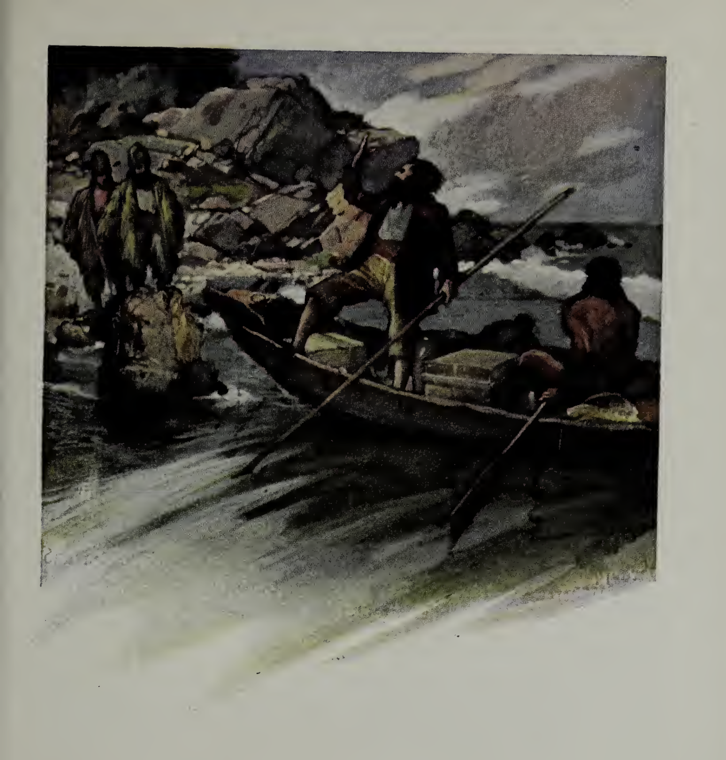
Ich sah, daß die Matrosen sich nach allen Richtungen zerstreuten, als wollten sie das Land auskundschaften. Auch die drei Gefangenen hätten nun ungehindert gehen dürfen, wohin es ihnen beliebte; allein sie setzten sich mit trauriger Miene und stierem Blicke wie Verzweifelnde nieder.

Die Engländer waren gerade in dem Augenblicke ans Land gekommen, wo die Flut am höchsten stand. Während sie umherstreiften, war die Flutzeit verstrichen und das Wasser zog sich bedeutend zurück, so daß ihr Boot auf dem Trockenen lag.

Sie hatten in ihm wohl zwei Männer zurückgelassen; diese waren aber, weil sie zu viel Branntwein getrunken hatten, eingeschlafen. Nach einiger Zeit wachte einer von ihnen auf, schaute um sich und rief, da er das Boot fest auf dem Sande sitzen fand, seine Kameraden.

Die liefen auch alsbald herbei. Aber alle ihre Anstrengungen, das Fahrzeug wieder flott zu machen, blieben erfolglos. Es war zu schwer. Auch bestand das Gestade auf dieser Seite aus weichem, schlammigem Erdreiche.

Als echte Seeleute, eine Menschenklasse, die vielleicht die wenigste Vorsicht kennt, gaben sie ihre Bemühungen bald auf und ich hörte, wie ein Matrose einem Kameraden zurief: „He da, Jack! so laß es doch in Ruhe; bei



der nächsten Flut wird es schon von selbst flott werden." Nach einer Weile hatten sich die Männer wieder über die Insel zerstreut.

Während dieser ganzen Zeit hielt ich mich verborgen. Ich getraute mir nicht ein einzigesmal, meine Burg zu verlassen. Ich stieg nur wiederholt auf meinen Beobachtungsplatz, den Gipfel des Felsens. Ich wußte, das Boot konnte vor zehn Stunden nicht flott werden. Da war es aber dann dunkel und ich konnte gefahrloser die Bewegungen der Fremden beobachten und ihre etwaigen Äußerungen hören.

Inzwischen rüstete ich mich wie früher zum Kampfe. Nur mit weit größerer Vorsicht, denn ich wußte, daß ich es mit ganz anderen Feinden als den bisherigen zu tun hatte. Ich selbst nahm zwei Flinten, Freitag gab ich deren drei.

Mein Aussehen war geeignet, Furcht zu erregen. Ich trug die zottige Jacke aus Ziegenfell, die riesige Mütze, einen blanken Säbel, zwei Pistolen im Gürtel und ein Gewehr auf jeder Achsel.

Anfangs hatte ich, wie ich schon bemerkte, die Absicht, keinen Versuch vor der Nacht zu wagen. Allein gegen zwei Uhr, als die Hitze am größten war, sah ich, daß alle Matrosen beim Umherstreifen in den Wald geraten waren — wahrscheinlich um dort zu schlafen. Die drei armen Unglücklichen aber schwebten in viel zu großer Angst um ihr Schicksal, um entschlummern zu können. Sie hatten sich etwa eine Viertelmeile von mir im Schatten eines Baumes ausgestreckt und ich vermutete, daß sie von den übrigen nicht gesehen werden konnten.

Daraufhin baute ich meinen Plan. Ich beschloß, mich ihnen zu entdecken und etwas Näheres von ihrer Lage zu erfahren. Vorsichtig machte ich mich auf den Weg und Freitag folgte mir in ziemlich großer Entfernung. Er war zwar eben so stark bewaffnet wie ich, hatte aber kein so fürchterliches Aussehen.

Ich schlich mich so nahe wie möglich zu den dreien und rief ihnen, ehe sie mich noch gewahr werden konnten, auf Spanisch zu: „Wer seid ihr?" Sie erhoben sich, waren aber bestürzt, als sie mich und das zurückstoßende Gesicht erblickten, welches ich machte. Sie erwiderten keine Silbe und

schickten sich an, zu entfliehen. Nun sagte ich ihnen in englischer Sprache: „Erschrecken Sie nicht, meine Herren, es naht sich Ihnen ein Freund." — „Dann muß er vom Himmel uns zugesendet sein," antwortete einer von ihnen mit trübem Ernste, indem er zugleich seinen Hut abnahm. „Menschliche Hilfe vermag in unserer Lage nichts!"
„Verbannen Sie alle Furcht," begann ich wieder. „Ich bin nur ein Mensch, ein Engländer, der bereit ist, Ihnen Beistand zu leisten. Sie sehen, ich habe bloß einen einzigen Diener bei mir — allein wir besitzen Waffen. Sagen Sie mir offen, kann ich Ihnen helfen? Welches Unglück ist Ihnen begegnet?"
„Herr, unsere Mörder sind ganz in der Nähe. Lassen Sie mich kurz sein. Ich bin Kapitän. Meine Mannschaft hat sich gegen mich empört. Mit genauer Not rettete ich mein Leben, die Meuterer beschlossen aber, mich mit den beiden Männern da, wovon der eine mein Leutnant, der andere ein Passagier ist, am Strande dieser Insel auszusetzen. Wir glaubten sie allerdings unbewohnt und wissen nicht, was wir von Ihrem Erscheinen halten sollen."
Ich fragte ihn, ob die Empörer Gewehre bei sich hätten. „Nur zwei Musketen," versetzte er, „eine dritte haben sie im Boot gelassen." Er teilte mir mit, daß sich unter ihnen zwei verzweifelte Bösewichter befänden, denen er nicht das Leben schenken möchte, daß er jedoch glaube, die übrigen würden nach dem Tode dieser zwei zu ihrer Pflicht zurückkehren.
Ich schlug nun vor, daß wir uns in den Wald zurückzögen. Als wir das getan hatten, sagte ich zu den dreien: „Meine Herren, wenn ich Sie befreien soll, müssen Sie mir zwei Dinge versprechen. Erstens auf jede Autorität zu verzichten und meinen Befehlen zu gehorchen, solange Sie bei mir auf der Insel sind, und zweitens, mich und meinen Diener unentgeltlich nach England zu führen, falls Sie wieder in den Besitz Ihres Schiffes gelangen."
Der Kapitän und seine Begleiter gaben mir alle erdenklichen Versicherungen von Treue und Ergebenheit. Sie versprachen, sich nicht allein diesen billigen Forderungen zu unterwerfen, sondern den Dienst, den ich ihnen leisten wollte, bei jeder Gelegenheit bis zu ihrem letzten Atemzuge werktätig anzuerkennen.

„Wohlan," wandte ich mich zum Kapitän, „hier sind drei Musketen für Sie, nebst Pulver und Kugeln. Sagen Sie mir nun, was Sie für das Zweckmäßigste halten." Er bezeigte mir seine Dankbarkeit auf jede mögliche Weise, bat mich aber mit großer Sanftmut, wenn es irgendwie anginge, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden.
Wir bemerkten nun, daß einige der Schlafenden erwachten, und sahen zwei von ihnen bald nachher auf den Beinen. Ich fragte den Kapitän, ob diese die Rädelsführer der Meuterei seien. Er verneinte. „Nun," sprach ich, „so lassen Sie sie weiter gehen. Die Vorsehung scheint sie absichtlich geweckt zu haben, um ihr Leben zu retten. Entschlüpfen Ihnen aber die übrigen, so ist es Ihre eigene Schuld."
Aufgeregt durch diese Worte, ergriff er die Muskete, welche ich ihm gegeben hatte, steckte eine Pistole in seinen Gürtel und schritt mit dem Leutnant und dem Passagier vorwärts, die gleichfalls jeder mit einer Flinte bewaffnet waren. Diese beiden gingen voran. Trotz aller Vorsicht machten sie einiges Geräusch. Einer der zwei Meuterer drehte sich um und rief, als er sie erblickte, laut seinen Kameraden. Es war zu spät. Die beiden gaben Feuer. Einer der Burschen blieb sofort tot auf dem Platze und der andere wurde schwer verwundet. Trotzdem war dieser noch stark genug, sich aufzuraffen und aus Leibeskräften um Hilfe zu schreien. Der Kapitän schritt auf ihn zu und versetzte ihm mit dem Flintenkolben einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß der Verbrecher auf ewig verstummte. Vor uns standen noch drei Matrosen. Aber sie sahen ein, daß jeder Widerstand vergebens wäre, und flehten um Barmherzigkeit.
Der Kapitän sagte zu ihnen: „Ich will euch das Leben schenken, wenn ihr mir genügenden Beweis der Reue über euren schändlichen Verrat gebt und mir schwört, mir nach besten Kräften wieder zu meinem Schiff helfen zu wollen."
Die Leute versicherten ihm auf jede nur mögliche Weise ihre Reue und versprachen ihm unbedingte Aufrichtigkeit in der Zukunft. Er schien geneigt, ihnen zu glauben und das Leben zu schenken; ich mochte nichts dagegen einwenden, verlangte aber, daß die Burschen an Händen und Füßen gebunden blieben, solang sie auf der Insel wären.



Ich schickte dann Freitag und den Schiffsleutnant nach dem Boot und befahl ihnen, sich dessen zu versichern und Ruder und Segel mitzubringen. Kaum hatten sie den Auftrag vollzogen, als die drei letzten Matrosen vor uns auftauchten. Der Knall der Gewehre hatte sie herbeigelockt. Sie blieben ganz betroffen stehen, da sie sahen, daß ihr Kapitän nicht mehr Gefangener, sondern Sieger sei. Sie dachten an gar keine Gegenwehr und ließen sich gleichfalls gutwillig binden. Unser Sieg war jetzt vollständig.

Wir ruhten nun aus und ich erzählte den drei Männern die Geschichte meines Lebens. Mit großer Aufmerksamkeit und stummem Erstaunen hörten sie mich an, besonders, als ich von der wunderbaren Weise sprach, auf die der Himmel mich mit Lebensmitteln und Schießbedarf versehen hatte. Hierauf führte ich die drei in meine Wohnung. Ich ließ sie durch den oberen Teil meines Hauses eintreten und bot ihnen zur Erfrischung an, was ich gerade vorrätig hatte. Ich zeigte ihnen auch die Erfindungen, welche ich während meines langen Aufenthaltes gemacht hatte.

Alles, was ich ihnen vorführte und sagte, erregte ihr Interesse im höchsten Grade. Der Kapitän bewunderte vor allem meine Befestigungswerke und die Geschicklichkeit, mit der ich meine Zufluchtsstätte durch ein dichtes Gehölz zu verbergen gewußt. Und wahrhaftig, in den zwanzig Jahren, die beinahe vergangen waren, seitdem ich die Umzäunung gepflanzt hatte, war ein so verstrüpptes Wäldchen aus ihr geworden, daß nirgends durchzukommen war, ausgenommen an einer einzigen Stelle, wo ich einen schlangenähnlichen Weg angebracht hatte. Ich sagte dem Kapitän, das hier sei mein Schloß und meine Residenz; ich besäße aber, wie die meisten Fürsten, auch ein Lustschloß auf dem Lande, wohin ich mich gelegentlich zurückzöge. Ich entschuldigte mich, daß ich ihm diesen Erholungsort erst später zeigen könnte, denn jetzt müßten wir vor allem darauf bedacht sein, das Schiff wieder in unsere Gewalt zu bekommen. Er sah das ein, gestand mir aber, daß er wahrlich nicht wisse, welche Maßregeln da zu ergreifen seien. „Es sind", sprach er, „noch sechsundzwanzig Mann an Bord, die an der Verschwörung gegen mich teilgenommen und dadurch nach den Gesetzen ihr Leben verwirkt haben. Sie werden schon aus Verzweiflung den hartnäckigsten Widerstand leisten und die Sache bis aufs äußerste treiben wollen. Sie wissen zu gut, daß sie, einmal in unsere Hände gefallen, bei unserer Ankunft in England oder in irgend einer seiner Kolonien der Galgen erwartet. Wir sind zu wenig, um sie anzugreifen."

Ich fand diesen Einwurf sehr begründet. Wir mußten irgend eine Kriegslist ersinnen. Wir beratschlagten hin und her, bis mir einfiel, daß die Mannschaft vom Schiffe — neugierig zu wissen, was aus ihren Kameraden und dem Boote geworden — gewiß in kurzem in einem anderen Fahrzeuge herbeikommen würde. Der Kapitän teilte meine Ansicht. Ich sagte deshalb: „Uns bleibt mithin nichts übrig, als in Geduld zu warten. Inzwischen wollen wir uns des Bootes, das auf dem Strande liegt, so versichern, daß sie es nicht mit sich nehmen können. Wir wollen es unbrauchbar machen."

Mein Vorschlag fand Anklang. Wir begaben uns zu dem Fahrzeuge und nahmen die Waffen und alles übrige weg, was wir darin antrafen. Dann

schoben wir es mit vereinten Kräften so weit auf den Strand, daß die Flut es nicht mit sich fortreißen konnte, und machten ein so großes Loch in den Boden, daß es in der Eile nicht wieder zu verstopfen war. Hierauf setzten wir uns nieder, um zu überlegen, was weiter zu tun sei. Während wir die verschiedensten Pläne durchsprachen, verwarfen und wieder aufgriffen, vernahmen wir einen Kanonenschuß; gleichzeitig sahen wir das Schiff mit seiner Flagge ein Signal geben — es rief das Boot an Bord. Da von der Insel keine Antwort kam, begannen die auf dem Schiff von neuem zu schießen und Signale zu senden.

Endlich — als das Boot sich noch immer nicht zeigen wollte — ließen sie, wie wir durch das Fernrohr beobachteten, ein anderes Fahrzeug ins Meer hinab. Es steuerte auf unsere Küste zu und wir zählten in ihm nicht weniger als zwölf Mann, alle mit Gewehren versehen.

Da das Schiff gegen zwei Stunden von der Küste vor Anker lag, hatten wir Muße genug, das Boot und die Mannschaft, ja sogar deren Gesichter zu untersuchen. Der Kapitän versicherte mir, es befänden sich unter den Leuten drei wackere Burschen, welche sicher nur gewaltsam von den andern in das Komplott hineingezogen worden waren. Den Befehlshaber der Mannschaft aber — er war der erste Bootsmann des Schiffes — schilderte er als ebenso gefährlich wie irgend einen der Meuterer auf dem Schiffe. Der Kapitän fürchtete sehr, die Leute könnten uns überlegen sein.

Ich lächelte. Ich sagte ihm, Männer in unserer Lage seien fern von aller Furcht. Schlimmer könne diese Lage nicht werden; jede Veränderung — führe sie zu neuem Leben oder zum Tode — wirke als Befreiung. „Ich erblicke in der ganzen Sache", fuhr ich fort, „nur einen einzigen unangenehmen Umstand. Daß unter den Leuten drei oder vier wackere Bursche sind, die wir schonen müssen. Hätten alle zu dem Abschaum der Schiffsmannschaft gehört, so möchte ich glauben, die göttliche Vorsehung trenne sie von den übrigen, um sie unseren Händen zu überliefern. Denn seien Sie überzeugt, Herr Kapitän, wer den Fuß auf unsere Küste setzt, ist uns verfallen. Er wird leben oder sterben, je nachdem er sich gegen uns beträgt."

Diese Worte, die ich mit fester Stimme und heiterer Miene sprach, flößten dem Kapitän wieder Mut ein und wir fingen rüstig an, unsere Maßregeln zu treffen. Die Verbergung der Gefangenen hatte ich schon in dem Augenblicke veranlaßt, da ich die Absendung des zweiten Bootes gewahr wurde. Es befanden sich unter ihnen ja jene zwei Kerle, denen der Kapitän noch mehr mißtraute als den anderen. Ich hatte sie gebunden durch Freitag und den Passagier nach der Höhle bringen lassen. Es wurde ihnen einiger Mundvorrat gegeben und ihnen mitgeteilt, sie würden, wenn sie sich ruhig verhielten, in einigen Tagen in Freiheit gesetzt werden; sollten sie aber einen Fluchtversuch wagen, müßten sie ohne Gnade sterben. Sie versprachen die weiteste Unterwürfigkeit und schienen sogar dafür erkenntlich zu sein, daß ihnen Lebensmittel und Licht gegeben wurden. Sie waren übrigens in der festen Meinung, Freitag stünde am Eingang der Höhle Wache.

Die übrigen Gefangenen wurden schonender behandelt. Zwei von ihnen hatten wir zwar die Hände auf den Rücken gebunden, weil ihnen der Kapitän nicht recht traute und sie in die Sommerlaube transportiert; die zwei anderen aber hatte ich in meine Dienste genommen. Der Kapitän hatte sie mir empfohlen und sie hatten mir das feierliche Versprechen abgelegt, mit uns zu leben und zu sterben. Wir waren demnach sieben wohl bewaffnete Männer und ich zweifelte nicht, daß wir mit den zwölf neu Ankommenden fertig würden, besonders, wenn ich überlegte, daß sich unter ihnen drei ordentliche Menschen befanden.

Kaum waren die Fremden ans Land gesprungen, als sie auf das erste Boot zuliefen. Wir konnten leicht bemerken, wie erstaunt und bestürzt sie bei seiner Untersuchung wurden.

Nachdem sie eine Weile untereinander beratschlagt hatten, schrien sie aus Leibeskräften zwei- oder dreimal auf, um zu versuchen, ob ihre Kameraden antworteten. Ihre Anstrengungen waren natürlich vergebens. Sie stellten sich nun in einen engen Kreis und schossen gleichzeitig ihre Musketen los. Der Knall hallte im Walde wieder — das war aber auch alles.

Diese Stille versetzte die Angekommenen in solches Staunen und in solche Bestürzung, daß sie ihr Boot wieder flott machten und an Bord stiegen.

Der Kapitän wurde bestürzt. Er dachte, daß sie ihre Gefährten für verloren hielten und nach dem Schiffe zurückkehren wollten. Und dieses, dessen er sich wieder zu bemächtigen gehofft hatte, wäre so unwiederbringlich für ihn verloren worden. Bald indes bot sich ihm ein ganz anderer Grund zur Bestürzung.



Das Boot kam nämlich ans Gestade zurück, aber nicht alle stiegen ans Land. Drei Mann verblieben im Boot und nur der Rest ging auf das Innere der Insel zu, die verlorenen Gefährten aufzusuchen.

Das war ein dicker Strich durch unsere Rechnung. Wir wußten nicht, was wir beginnen sollten. Was hätte es uns genützt, der neun Menschen habhaft zu werden, die ans Land gegangen waren, wenn wir das Boot entschlüpfen ließen? Dieses wäre dann nach dem Schiffe gerudert und dessen Mannschaft hätte unfehlbar die Anker gelichtet, um sofort unter Segel zu gehen. Indessen, Verzweiflungsausbrüche nützten uns da nichts, wir hatten kein anderes Mittel, als den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten. Die drei Zurückgelassenen ruderten das Boot eine gute Strecke von der Küste weg und legten sich dort vor Anker. Wir konnten unmöglich bis zu ihnen gelangen. Die anderen wanderten, dicht aneinander gedrängt, dem Gipfel der kleinen Anhöhe zu, unter der meine Wohnung lag. Wir vermochten sie ganz gut zu beobachten, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Als sie auf den Abhang des Hügels gekommen waren, von dem sie die

nordwestlichen, niedrig gelegenen Täler und Gehölze der Insel gut überschauen konnten, fingen sie an, aus vollem Halse zu rufen und zu schreien. Sie wagten aber nicht, sich weiter von der Küste zu entfernen oder sich voneinander zu trennen. Nachdem sie lange Zeit vergeblich gebrüllt hatten, setzten sie sich alle unter einem Baum und beratschlagten. Nichts wäre für uns erwünschter gewesen, als wenn der Schlaf sie, wie den ersten Trupp, befangen hätte; allein, ihre Furcht hielt sie wach, umsomehr da sie nicht wußten, welche Art von Gefahr ihnen drohe.
Der Kapitän meinte zu mir: „Sie werden wahrscheinlich abermals eine Salve abgeben, um zu versuchen, ob ihre Gefährten sie nicht hören. Das beste wird sein, wenn wir uns gerade in dem Augenblicke über sie werfen, wo sie ihre Gewehre abgeschossen haben. Sie bitten dann sicher um Gnade und wir bemeistern uns ihrer ohne Blutvergießen."
Der Vorschlag des Kapitäns war gut, jedoch die Matrosen schossen nicht und wir wußten schließlich nicht, was wir eigentlich beginnen sollten.
Obwohl wir sehr ungeduldig waren, daß sie sich nicht entfernten, fühlten wir uns doch, als sie nach zahllosen Beratschlagungen endlich aufstanden und nach dem Meere gingen, betroffen. Wir bildeten uns ein, daß sie auf jede weitere Nachforschung verzichteten und entschlossen seien, an Bord zurückzukehren. Der Kapitän war darüber so betrübt, daß er fast in Ohnmacht gefallen wäre. Im letzten Augenblick kam mir jedoch eine List in den Sinn, sie vom Boot wieder wegzulocken. Ich bat Freitag und den Schiffsleutnant, nach der anderen Seite des Schlupfhafens zu gehen und dort so laut wie möglich zu schreien, bis die Matrosen sie gehört hätten. Wenn diese Antwort gegeben hatten, sollten sie umkehren, ihnen sorgfältig aus dem Gesichte bleiben, aber beständig den Ruf der Mannschaft erwidern, so lange, bis sie die so tief wie möglich in den Wald gelockt hätten. Dann sollten sie auf gewissen Wegen, die ich ihnen angab, rasch zu mir zurückkommen.
Als Freitag und der Leutnant zu rufen begannen, wollten die Fremden gerade ins Boot steigen. Sie antworteten sogleich und liefen nach der Seite hin, woher sie die Stimmen vernahmen. Der Schlupfhafen hinderte

sie am Weitergehen. Sein Wasser war sehr hoch und sie mußten das Boot benützen, um ans andere Ufer zu gelangen. Ich hatte das vorausgesehen. Sie banden dann das Boot an einem Baumstamm des Gestades fest und liefen wieder dem Schalle nach. Im Boot ließen sie diesmal nur zwei Männer zurück.

Das war gerade, was ich wünschte. Während Freitag und der Leutnant fortfuhren, die Leute ins Innere der Insel zu locken, schlich ich mich mit meinen Getreuen vorsichtig jenseit des Schlupfhafens zum Boot. Der eine seiner Wächter lag sorglos auf dem Gestade ausgestreckt. Ehe er noch aufstehen konnte, lief der Kapitän auf ihn zu und schlug ihn nieder. Der andere saß im Boote. Der Kapitän rief ihn zu: „Ergib dich oder du mußt sterben!“

Der Mann, der fünf gut bewaffnete Feinde vor sich erblickte und seinen Kameraden betäubt auf dem Boden liegen sah, fügte sich ohne Zögern in sein Schicksal. Übrigens gehörte er zu jenen Matrosen, die nur gezwungen an der Meuterei teilgenommen hatten. Er schloß sich uns später aufrichtig an.

Freitag und der Leutnant hatten ihre Sache sehr gut gemacht. Sie lockten die Meuterer von Hügel zu Hügel, von Gehölz zu Gehölz. Die Irregeführten waren schon herzlich müde, aber die zwei ließen sie erst in Ruhe, als sie überzeugt waren, daß jene zum Boot nicht vor Einbruch der Nacht zurückkehren konnten. Freilich waren sie selbst auch ganz ermattet, als sie wieder bei uns eintrafen.

Wir warteten nun die Nacht ab, um in dieser die Empörer zu überfallen. Sie langten erst mehrere Stunden nach der Rückkehr Freitags und des Leutnants beim Schlupfhafen an. Wir hörten sie schon vom weiten. Die Vordersten trieben die Nachzügler zur Eile an und diese klagten hinwiederum, daß sie vor Müdigkeit lahm wären und nicht schneller gehen könnten. Endlich hatten sie das Boot erreicht.

Ihre bange Bestürzung läßt sich kaum beschreiben, da sie die Ebbe eingetreten, das Boot auf dem Strande versandet und ihre zwei Gefährten verschwunden fanden. Sie riefen jammernd durcheinander. Sie verwünschten die Insel und nannten sie verhext. Entweder, sagten sie, müßten auf ihr

grausame Menschen wohnen, die sie noch alle ermorden würden, oder Dämonen und böse Geister, die ihnen mit Entführung und Vernichtung drohten. Dann heulten sie ein lautes Halloh und riefen unzählige Male die beiden Kameraden, die sie im Boot zurückgelassen hatten. Verzweifelnd und händeringend liefen sie im schwachen Dämmerlicht hin und her. Setzten sie sich in das Boot, um auszuruhen, so sprangen sie gleich wieder auf und begannen ihren Irrlauf von neuem.

Meine Leute brannten vor Verlangen, in der Dunkelheit über sie herzufallen. Allein, ich wollte sie nur mit entschiedenem Vorteil angreifen, um so viel Menschenleben wie möglich zu schonen. Vor allem wünschte ich keinen der Meinigen der Todesgefahr auszusetzen, die umso näher lag, als der Feind gut bewaffnet war. Ich beschloß abzuwarten, ob sie sich nicht etwa trennen wollten. Sie sicherer in meiner Gewalt zu behalten, plante ich, unseren Hinterhalt weiter vorzuschieben. Ich befahl deshalb Freitag und dem Kapitän, auf allen Vieren, wenn nötig auf dem Bauche, vorwärts zu kriechen. Ich schärfte ihnen aber ein, nicht eher Feuer zu geben, als bis ihnen die Schufte möglichst nahe gekommen waren.

Die zwei befanden sich noch nicht lange in der neuen Stellung, als sich ihnen der Bootsmann, welcher der Urheber der ganzen Meuterei gewesen war und sich jetzt feiger und mutloser als die übrigen zeigte, mit zwei anderen von der Rotte zufällig näherte. Der Kapitän, der jenen Schurken an seiner Stimme erkannte, konnte nur mit Mühe seinen Zorn beherrschen, bis die drei nahe genug waren, sie nicht zu verfehlen. Dann sprangen er und Freitag plötzlich auf und gaben Feuer.

Der Bootsmann blieb sogleich tot auf dem Platze. Einer der beiden anderen stürzte tödlich getroffen an seiner Seite nieder, verschied aber erst nach einigen Stunden. Der dritte ergriff die Flucht.

Sobald ich den Knall der Schüsse vernommen hatte, rückte ich mit meinem ganzen Heere vor. Es bestand aus acht Mann. Ich war der Oberbefehlshaber, Freitag war mein Adjutant; den Rest bildeten der Kapitän mit seinen beiden Gefährten und die drei Kriegsgefangenen, denen wir Waffen anvertraut hatten.



Die Meuterer vermochten nicht, in der Dunkelheit unsere Stärke zu erkennen. Ich befahl dem Matrosen, den wir im Boote überwältigt hatten und der jetzt zu unserer Armee gehörte, sie anzurufen und zu fragen, ob sie bereit wären, sich zu ergeben.
Der Mann rief, so laut er konnte, einem seiner Kameraden zu: „Tom Smith! Tom Smith!"
Der Gerufene schien die Stimme seines Gefährten zu erkennen. Er antwortete augenblicklich: „Bist du es, Robinson!"

„Ja, ja, ich bin es. Tom Smith, legt um Gottes Willen die Waffen nieder und ergebt euch oder ihr seid im nächsten Augenblick alle des Todes."
„Wem sollen wir uns ergeben? Wo sind die Leute, die das verlangen?"
„Hier bei mir. Es ist unser Kapitän mit fünfzig Mann, die euch schon seit zwei Stunden verfolgen. Der Bootsmann ist tot, Will Fry ist im Sterben und ich bin gefangen. Ergebt ihr euch nicht, seid ihr alle verloren."
„Wird man uns begnadigen, wenn wir uns ergeben?"
Der Matrose Robinson antwortete nun: „Ich will anfragen." Er wendete sich gegen den Kapitän und dieser rief nun selbst: „Tom Smith, du kennst meine Stimme. Legt ihr augenblicklich die Waffen nieder und unterwerft ihr euch, soll euch das Leben geschenkt sein — nur dem Will Atkins nicht."
Will Atkins schrie auf: „Um Gottes Barmherzigkeit Willen, Kapitän, schenkt auch mir das Leben! Was hab' denn gerade ich getan? Die andern sind ja nicht besser als ich."
Dieses war aber eine Lüge. Will Atkins war beim Ausbruch der Meuterei der erste gewesen, der den Kapitän packte und grausam mißhandelte. Der Kapitän antwortete ihm, er habe sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, über sein Geschick habe der Gouverneur zu entscheiden. Unter dem Gouverneur verstand der Kapitän mich.
Nun legten alle die Waffen nieder und baten um ihr Leben. Ich ließ sie sämtlich von dem Matrosen Robinson binden. Dann rückte meine Armee vor und bemächtigte sich der Gefangenen und des Bootes. Ich selbst zeigte mich aus Klugheitsrücksichten einstweilen nicht.
Ich ordnete vor allem die Ausbesserung und Instandsetzung der Boote an, denn der Gedanke an die Wiedererlangung des Schiffes ließ mir keine Ruhe. Während mein Befehl vollzogen wurde, sprach der Kapitän mit den Gefangenen. Er warf ihnen die Schändlichkeit ihres Betragens vor und setzte ihnen auseinander, daß sie ihr scheußliches Vorhaben schließlich alle in Elend und Schande gestürzt, wenn nicht an den Galgen gebracht hätte.

Sie zeigten sämtlich große Reue und flehten immer wieder um Gnade. Der Kapitän erwiderte ihnen aber, sie seien nicht seine Gefangenen, sondern die des Gouverneurs der Insel. Denn diese sei nicht wüst und unfruchtbar, wie sie in ihrer Treulosigkeit geglaubt und gehofft hatten, sondern sie sei bewohnt und unterstehe einem englischen Gouverneur. Der hätte natürlich das Recht, alle Gefangenen nach Belieben hängen zu lassen. Weil er sie jedoch begnadigt habe, dürfte er sie nach England schicken, um sie dort den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben. Will Atkins freilich müsse er auf Befehl des Gouverneurs ankündigen, sich auf die letzte Stunde vorzubereiten. Er werde morgen früh aufgeknüpft werden.
Die Dichtungen des Kapitäns hatten den gewünschten Erfolg. Atkins warf sich dem Kapitän zu Füßen und bat ihn inständig, sich für ihn beim Gouverneur zu verwenden; die übrigen beschworen ihn in des Himmels Namen, ihre Überlieferung an die englischen Gerichtshöfe zu verhindern. Ich überlegte, daß es uns nicht schwer fallen könnte, diese Leute dahinzubringen, uns zur Wiederlangung des Schiffes behilflich zu sein. Ich zog mich in den tiefsten Schatten zurück, um ja keinem die Beschaffenheit des Gouverneurs zu verraten, und forderte den Kapitän zu mir. Ich rief zu diesem Zwecke mit verstellter Stimme, als befände ich mich in großer Entfernung, einen meiner Leute an und gab diesem den Befehl, den Kapitän zu mir zu beordern. Der Mann begab sich zu diesen und meldete ihm: „Kapitän, der Herr Gouverneur will Sie sprechen."
Sofort erwiderte der Kapitän: „Sage Seiner Exzellenz, daß ich auf der Stelle komme." Das bestärkte die Gefangenen in ihrer Täuschung, der Gouverneur sei mit seinen fünfzig Mann in der Nähe.
Ich teilte dem Kapitän meinen Plan zur Eroberung des Schiffes mit. Er fand ihn vortrefflich und beschloß, ihn am nächsten Tag auszuführen. Ich erklärte ihm aber, daß zur Sicherung eines guten Erfolges der Matrose Atkins mit zwei anderen Gefangenen, gleich ihm Männern der schlimmsten Sorte, nach der Höhle transportiert werden müßten.
Freitag, der Schiffsleutnant und der Passagier wurden mit dem Vollzug dieses Geschäftes betraut. Sie führten die Leute nach der Höhle, als nach



einem Gefängnis. In der Tat war der Ort ganz darnach angetan, Schrecken einzuflößen.
Die übrigen ließ ich nach meiner Sommerlaube bringen. Ich hielt den Platz für hinlänglich sicher, denn die Umzäunung der Laube war sehr dicht und den Gefangenen waren die Hände gebunden. Auch wußten sie, daß ihr künftiges Schicksal ganz von ihrem Betragen abhinge.
Am nächsten Morgen sandte ich den Kapitän zu ihnen. Er sollte ihre Gesinnung ausforschen und mir dann Bericht geben, wie weit wir uns auf ihre Hilfe zur Überrumpelung des Schiffes verlassen könnten.
Der Kapitän stellte den Leuten nochmals eindringlich den Schimpf und die Beleidigung vor, die sie ihm angetan hatten. Er sprach von der elenden Lage, in welche sie nun versetzt seien, und sagte ihnen, daß die augenblickliche Gnade des Gouverneurs sie doch nicht vor dem Galgen rettete, sobald er sich veranlaßt fühle, sie nach England zu schicken. Schließlich teilte er ihnen mit, der Gouverneur sei bereit, ihnen die Versicherung seiner vollständigen Gnade zu erteilen, wenn sie ihr Verbrechen durch werktätige Mithilfe zur Wiedereinnahme des Schiffes sühnten.
Die Leute nahmen diesen Vorschlag ohne Zögern an. Sie fielen dem Kapitän zu Füßen und versprachen ihm unter den kräftigsten Beteuerungen

Treue bis zum letzten Atemzuge. Sie priesen ihn als ihren zweiten Vater, dem sie überall hin zu folgen bereit wären.
Der Kapitän erwiderte ihnen: „Gut, ich werde dem Gouverneur melden, was ihr mir gesagt habt. Vielleicht kann ich ihn dahin bringen, daß er seine endgültige Einwilligung gibt."
Er erstattete mir hierauf Bericht über die Stimmung der Leute und versicherte mir, daß er glaube, auf ihre Treue tatsächlich zählen zu können. Um meiner Sache gewiß zu sein, bat ich ihn jedoch, nur fünf von den Gefangenen auszuwählen und ihnen zu sagen, der Gouverneur, der ohnehin über genügende Streitkräfte verfüge, wünsche, die Zurückbleibenden als Unterpfand für die Treue der Befreiten zu behalten. Zeigten sich die Auserlesenen bei der Ausführung des beabsichtigten Unternehmens unzuverlässig, so würden die beiden Geiseln — wie übrigens auch die fünf Gefesselten in der Höhle — ohne Erbarmen an einem am Strande errichteten Galgen aufgeknüpft.
Diese strenge Maßregel überzeugte die Matrosen, daß der Gouverneur ein Mann sei, der seinen Worten Nachdruck zu geben wisse. Es blieb ihnen keine andere Wahl, als sich zu allem zu verstehen, und es lag jetzt ebensosehr im Interesse der Bürgen als in jenem des Kapitäns, die fünf Freigelassenen zur Erfüllung ihrer Pflicht zu mahnen.
Unsere Streitkräfte für die Unternehmung setzten sich nun aus folgenden Gruppen zusammen: zur ersten gehörten der Kapitän, sein Leutnant und der Passagier; zur zweiten die beiden Gefangenen von der ersten Rotte, denen ich, auf Verwendung des Kapitäns, die Freiheit geschenkt und Waffen anvertraut hatte; zur dritten die zwei Matrosen vom ersten Boot, die bislang gebunden in der Sommerlaube waren und die ich jetzt gleichfalls auf Fürbitte des Kapitäns freigelassen; zur vierten die fünf zuletzt Freigelassenen. Es waren im ganzen zwölf Mann.
Der Kapitän erklärte sich bereit, mit dieser Mannschaft den Versuch zu wagen, sich seines Schiffes wieder zu bemächtigen.
Ich selbst wollte mit Freitag auf der Insel zurückbleiben. Es schien mir bedenklich die Gefangenen allein zu lassen. Wir hatten im Gegenteil genug

zu tun, sie zu bewachen und mit Lebensmitteln zu versorgen. Die fünf in der Höhle beschloß ich, nicht ins Freie zu lassen. Freitag sollte sich zweimal täglich zu ihnen begeben und ihnen das Nötigste reichen. Die beiden Geiseln hatten ihm dabei zu helfen. Sie hatten die Lebensmittel bis zu einem bestimmten Ort zu tragen.

Als ich mich den beiden Geiseln zum erstenmal zeigte, war der Kapitän bei mir. Er sagte ihnen, ich sei derjenige, welchen der Gouverneur beauftragt habe, sie zu bewachen. Der Gouverneur habe befohlen, daß sie ohne meine Genehmigung keinen Schritt gehen dürften. Sollten sie dem zuwider handeln, so würden sie nach dem Schlosse — er meinte die Höhle — gebracht und an Ketten geschmiedet werden.

Da ich mich ihnen somit nicht als Gouverneur zu erkennen gab, konnte ich bei jeder Gelegenheit von dem Gouverneur, von der Besatzung, von dem Schlosse und anderen ähnlichen Dingen zu ihnen sprechen.

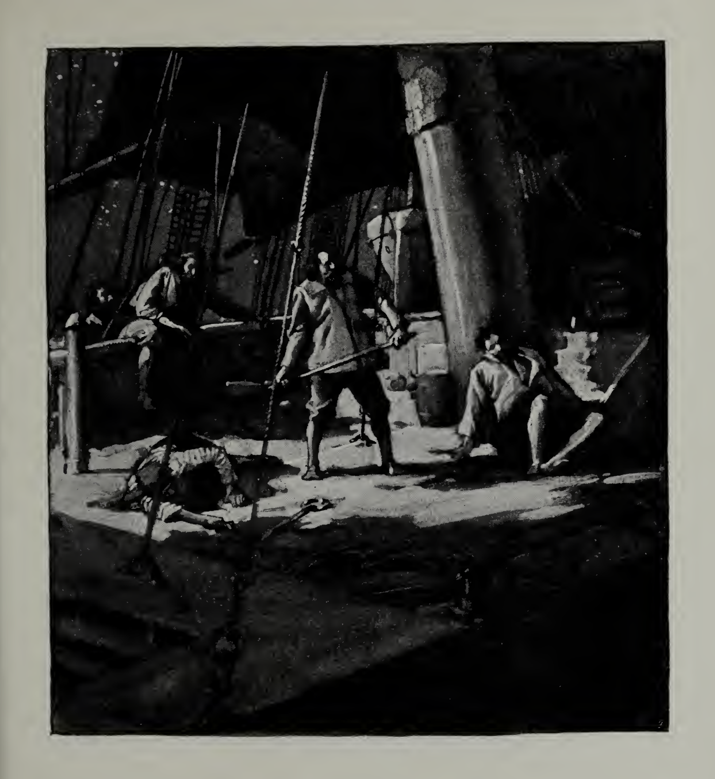
Der Kapitän hatte unterdessen alles zur Abfahrt bereit machen lassen. Die zwei Boote wurden wieder aufgetakelt und ausgerüstet, nachdem das Loch in dem einen zugestopft worden war.

Den Passagier ernannte der Kapitän zum Befehlshaber des einen Bootes und gab ihm vier Mann; er selbst, sein Leutnant und fünf Matrosen stiegen in das andere Boot.

Unsere Leute machten ihre Sache sehr geschickt und kamen gegen Mitternacht am Schiffe an.

Sobald sie sich ihm auf Stimmweite genähert hatten, befahl der Kapitän dem Matrosen Robinson, das Schiff anzurufen und der Mannschaft zu verkünden, sie brächten die Vermißten nebst dem Boot zurück, hätten sie aber sehr lange suchen müssen. Mit solchem und ähnlichem Geplauder hielt er die Leute an Bord hin, bis sich die Boote dicht am Schiffe befanden.

Der Kapitän stieg mit dem Leutnant zuerst an Bord. Sie erschlugen sogleich mit dem Flintenkolben den zweiten Bootsmann und den Zimmermann. Von ihren Leuten getreulich unterstützt, nahmen sie hierauf alle Matrosen fest, die sich auf dem Verdeck und auf der Hinterschanze be-



fanden, und gingen daran, die Luken zu schließen, um die Mannschaft, welche in den unteren Räumen war, am Heraufsteigen zu hindern.
Mittlerweile bestiegen auch die Leute des zweiten Bootes das Schiff. Sie bemeisterten sich der Vorderschanze und der kleinen Luke, die nach der Küche ging. Sie machten auf diese Weise drei Mann in der Küche zu Gefangenen.
Als das geschehen und so auf dem Verdeck alles gesichert war, befahl der Kapitän dem Leutnant, mit drei Mann die Kajüte aufzusprengen. In sie hatte sich, aufgeschreckt durch den Lärm, der Rebellenkapitän mit zwei Matrosen und einem Schiffsjungen geflüchtet und hatte dort die Waffen ergriffen. Sowie der Leutnant die Tür mit einem eisernen Werkzeug eingeschlagen, gaben die Meuterer mit großer Dreistigkeit Feuer. Dem Leutnant zerschmetterte eine Musketenkugel den Arm und zwei seiner Matrosen wurden verwundet. Niemand aber blieb auf dem Platze.
Der Leutnant rief wohl Leute zu Hilfe herbei, wich aber nicht, sondern drang, seiner Wunde ungeachtet, in die Kajüte, wo er seine Pistole auf den Kopf des Empörerhäuptlings abschoß.
Die Kugeln gingen dem Manne zum Munde hinein und hinter dem Ohr wieder heraus — er verstummte auf ewig. Nun ergaben sich die übrigen und das Schiff wurde eingenommen, ohne daß sonst jemand das Leben dabei verlor.
Als der Kapitän das Schiff wieder in seine Gewalt bekommen hatte, ließ er sieben Kanonenschüsse lösen. Es war das zwischen ihm und mir verabredete Signal im Falle des glücklichen Erfolges.
Es ist leicht zu denken, wie hoch erfreut ich war, diese Salve zu vernehmen. In banger Erwartung hatte ich am Gestade gewacht, nach dem Fahrzeug ausgesehen und auf jedes Geräusch gelauscht. Es war zwei Uhr morgens, als mich die Schüsse aus dem grüblerischen, ängstlichen Harren erlösten.
Nun, da ich das Signal vernommen hatte, legte ich mich zu Bette und schlief, ermüdet wie ich war, vortrefflich, bis ich durch einen neuen Kanonenschuß geweckt wurde. Ich stand augenblicklich auf und hörte, daß mir jemand zurief:

„Gouverneur, Gouverneur!" Ich erkannte sogleich die Stimme des Kapitäns und erklomm den Felsen, von welchem er mir winkte. Er schloß mich in seine Arme und sagte, während er auf das Schiff deutete: „Mein teurer Freund und Retter, hier ist Ihr Schiff. Es steht zu Ihren Diensten, so wie wir selbst mit allem, was es enthält!"

Ich richtete die Augen gegen das Schiff. Es lag etwas über eine halbe Meile von der Küste vor Anker. Sobald unsere Leute seiner Herr geworden, waren sie unter Segel gegangen und hatten, vom Wetter begünstigt, die Anker an der Mündung des kleinen Schlvpfhafens ausgeworfen. Bei eintretender Flut hatte dann der Kapitän das Langboot in die Nähe jener Stelle geführt, an der ich einst mit meinem Floße gelandet, und war so beinahe vor meiner Tür ans Ufer gestiegen.

Mir schwanden vor Staunen und Überraschung im ersten Augenblicke die Sinne. Meine Befreiung lag jetzt greifbar vor meinen Händen. Ich hatte keine Schwierigkeit mehr zu überwinden. Ein großes Fahrzeug war bereit, mich von dannen zu bringen, sobald es mir beliebte.

Ich war lange Zeit unfähig, auch nur eine einzige Silbe zu erwidern. Ich mußte mich fest auf den Kapitän stützen, der mich mit seinen Armen umschlossen hielt, sonst wäre ich umgesunken.

Als er bemerkte, wie schwach ich wurde, zog er schnell eine Flasche hervor und gab mir einen herzstärkenden Trank. Er hatte ihn eigens für mich mitgebracht. Nachdem ich davon genossen hatte, setzte ich mich nieder; aber ich konnte noch immer nicht sprechen.

Der gute Mann war übrigens nicht minder aufgeregt als ich, nur daß er nicht so überrascht war. Er sagte mir tausend verbindliche Dinge, um mich zu beruhigen und wieder zur Besinnung zu bringen. Allein das Entzücken hatte mir die Brust so geschwellt, daß mein Geist in gänzliche Verwirrung geraten war. Erst bis meine Gefühle sich in einen Strom von Tränen lösten, wurde ich der Sprache wieder mächtig. Ich fiel dem Kapitän um den Hals und umarmte ihn als meinen Befreier.

Fessellos überließen wir uns jetzt dem Jubel unserer Freude. Ich pries den Mann, welchen der Himmel zu meiner Befreiung mir zugesendet hatte.

Der ganze Hergang der Sache kam mir wie eine Reihe von Wundern vor. Ich spürte die verborgene Hand der ewigen Vorsehung, welche das Weltall regiert, und fühlte das Auge des unendlich mächtigen Wesens, dessen Blick bis in die tiefsten Winkel der Schöpfung dringt, auf mir glücklichen Unglücklichen ruhen. Ich erhob mein Gemüt zu Gott. Ich wollte dankbar gegen jenen sein und ihn vom ganzen Herzen loben, der auf so wunderbare Weise für die Bedürfnisse eines verlassenen, hilflos in der Einöde schmachtenden Menschen gesorgt hatte, um ihn schließlich aus allem Trübsal zu befreien.

Als wir eine Zeitlang vertraulich miteinander geplaudert hatten, sagte mir der Kapitän, er habe mir kleine Erfrischungen mitgebracht. So viele als das Schiff zu liefern vermochte, denn die Elenden, welche so lange Zeit dessen Herren gewesen, hatten nicht verabsäumt, das Gute, was ihnen unter die Hände kam, zu vergeuden.

Er rief die im Langboot befindlichen Leute und befahl ihnen, die für den Gouverneur bestimmten Gegenstände ans Land zu bringen. Man hätte wirklich meinen können, dieses Geschenk sei nicht für jemanden bestimmt, der mit ihnen abreisen werde, sondern für einen, der für immer auf der Insel bleiben müsse.

Vor allem hatte der wackere Mann mir ein Kistchen mit Flaschen gebracht, die mit vortrefflichen Flüssigkeiten angefüllt waren. Unter ihnen gab es sechs Flaschen mit Madeirawein, deren jede zwei Liter enthielt. Neben diese Kiste wurden gelegt zwei Pfund des besten Tabaks, zwölf große Stücke gesalzenen Rindfleisches und sechs Stücke Schweinefleisch, ein Sack Erbsen und etwa hundert Pfund Zwieback. Aber noch lange war der Gaben kein Ende. Sie schifften noch eine Kiste Zucker aus, eine Kiste feines Mehl, einen Sack Zitronen, zwei Flaschen Limonensaft und viele, viele andere Sachen. Das nützlichste waren mir freilich ein halbes Dutzend ganz neuer Hemden, sechs gute Halsbinden, zwei Paar Handschuhe, ein Paar Schuhe, ein Hut, ein Paar Strümpfe und eine vollständige, sehr gute Kleidung, die der Kapitän fast gar nicht getragen hatte. Mit einem Worte, er stattete mich vom Kopfe bis zum Fuße aus.

Es läßt sich leicht erkennen, daß dieses Geschenk einem Manne in meiner Lage sehr angenehm und wertvoll sein mußte. Indessen dürfte keine Tracht der Welt jemandem so unangenehm, seltsam und unbequem vorgekommen sein wie mir die neuen Kleider, da ich sie zum ersten Male anlegte.

Nach unseren gegenseitigen Begrüßungen und Beglückwünschungen und nachdem alle die guten Sachen in meine Wohnung gebracht worden waren, fingen wir an, uns zu beraten, was wir mit den Gefangenen beginnen sollten. Es war für uns wichtig, zu überlegen, ob wir es wagen durften oder nicht, sie mit uns zu nehmen. Besonders galt das für die beiden, die wir als durchaus unverbesserlich und unzugänglich wußten. Der Kapitän versicherte mir, sie seien ihm als die unbändigsten Taugenichtse bekannt; wenn er sie mitnähme, müßte er sie wie Missetäter in Ketten legen und auf der ersten englischen Kolonie, die wir erreichten, den Gerichten ausliefern.

Ich bemerkte, daß der Kapitän über diese Notwendigkeit selbst sehr betrübt war. Ich sagte ihm daher, ich wolle versuchen — falls er es wünsche — die beiden Menschen so weit zu bringen, daß sie von selbst begehrten, auf der Insel zu bleiben.

Er versetzte: „Das sollte mich von ganzem Herzen freuen."

„Gut," sprach ich, „ich will nach ihnen schicken und in Ihrem Namen mit ihnen reden."

Ich befahl Freitag und den beiden Geiseln, die sich nun in Freiheit befanden, weil ihre Kameraden ihr Versprechen erfüllt hatten, nach der Höhle zu gehen, die fünf Gefangenen geknebelt, wie sie waren, nach meiner Sommerlaube zu führen und sie dort zu bewachen, bis ich hinkommen würde.

Eine Weile nachher begab ich mich in den neuen Kleidern zu den Gefesselten. Ich waltete jetzt wieder als Gouverneur. Der Kapitän begleitete mich. Als alle versammelt waren, ließ ich die Gefangenen vor mich führen. Ich sagte ihnen, ich sei nicht nur von ihrem schändlichen Benehmen gegen den Kapitän, sondern auch von ihrem Vorhaben unterrichtet, mit dem Schiffe auf Seeräuberei auszugehen.

Ich fuhr fort: „Die Vorsehung hat euch in euren eigenen Schlingen gefangen. Ihr seid selbst in die Grube gefallen, die ihr anderen gegraben habt. — Das Schiff ist wieder genommen worden. Ich, der Gouverneur, habe das angeordnet. Dort befindet es sich bereits auf der Reede und in wenigen Augenblicken werdet ihr euern neuen Kapitän,



den Rebellen, auf den Segelstangen baumeln sehen. Er hat den Lohn seines treulosen Verrates schon empfangen."

Ich machte eine Pause. Dann begann ich von neuem: „Ihr seid Meuterer! Als Piraten könnte ich euch auf der Stelle hinrichten lassen. Mein Amt berechtigt mich dazu. Jedoch ich habe Mitleid für euch und fordere euch auf, mir zu sagen, was ihr zu eurer Entschuldigung anzuführen wißt."

Einer antwortete mir im Namen der übrigen. Er sagte, sie hätten nichts zu erwidern, als daß der Kapitän im Augenblicke, wo sie sich ergaben, ihnen das Leben versprochen habe, und daß sie deshalb demütig meine Barmherzigkeit anflehten.

Ich sprach nun: „Ich weiß in der Tat nicht, welche Gnade ich euch angedeihen lassen soll. Ich selbst bin entschlossen, mit meinen Leuten die

Insel zu verlassen; ich schiffe mich mit dem Käpitän ein, um nach England zurückzukehren. Euch aber kann ich nur als Gefangene in Ketten mitnehmen, damit ihr als Empörer und Seeräuber gerichtet werdet, was euch, wie ihr wißt, geraden Weges auf den Galgen führen dürfte. Ein anderes Schicksal sehe ich für euch nicht voraus, ihr müßtet denn Lust haben, euer Leben auf dieser Insel zu beschließen. Ist euch das recht, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, da es mir freisteht, über die Insel zu verfügen. Ich schenke euch dann das Leben."

Sie schienen für dieses Anerbieten sehr dankbar zu sein. Sie erklärten mir, sie wollten es lieber wagen, an diesem Orte zu bleiben, als daß sie wünschten, nach England gebracht und dort gehängt zu werden. Ich ließ es hierbei sein Bewenden haben.

Der Kapitän heuchelte jedoch Schwierigkeiten. Er stellte sich, als ob er dabei etwas zu befürchten hätte, wenn wir die Gefangenen zurückließen. Ich tat nun, als ärgerte ich mich über ihn, und sagte ihm, sie seien meine Gefangenen und nicht die seinen. Weil ich ihnen nun einmal eine so große Gnade zugesagt habe, so wolle ich auch mein Wort nicht brechen. Halte er es aber nicht für zweckmäßig, mir seine Zustimmung zu geben, würde ich die Gefangenen wieder in Freiheit setzen, wie ich sie gefunden habe; ihm sei es nachher anheimgestellt, sie neuerlich festzunehmen, wenn er ihrer habhaft werden könne.

Die Gefangenen bezeigten mir hierauf große Dankbarkeit und ich ließ sie in Freiheit setzen. Ich befahl ihnen aber, sich einstweilen in die Wälder an jenen Ort zurückzuziehen, woher sie gekommen seien. Ich sicherte ihnen nicht nur Feuergewehre und Schießbedarf zu, sondern versprach ihnen auch, daß ich sie über die nötigen Verhaltungsmaßregeln noch belehren würde, damit sie dann ein bequemes, gutes Leben auf der Insel führen könnten.

Nun bereitete ich mich vor, an Bord zu gehen; erklärte aber dem Kapitän, ich wolle noch eine Nacht auf der Insel zubringen. Ich hatte verschiedene Anstalten zu treffen. Ich bat meinen Freund, daß er unterdessen zu seinem Schiffe zurückkehre, um gute Ordnung dort zu handhaben, und daß er

mir am folgenden Tage ein Boot ans Land schicke. Zugleich empfahl ich ihm, die Leiche des Meutererkapitäns an einer Segelstange aufzuhängen. Ich wollte, daß die Leute auf der Insel sie erblickten.

Als der Kapitän fort war, ließ ich die Freigegebenen in meine Wohnung kommen und begann mit ihnen ein sehr ernstes Gespräch über ihre Lage. Ich sagte ihnen, sie hätten nach meiner Ansicht eine gute Wahl getroffen. Nähme sie der Kapitän mit, würden sie unfehlbar gehängt werden. Ich zeigte ihnen den Körper des von ihnen gewählten, nun erschossenen Kapitäns, der schon an einer Rahe in der Luft schwebte, und erklärte ihnen, sie hätten in England kein anderes Schicksal zu erwarten.

Sie alle beteuerten noch einmal, gerne auf der Insel zu bleiben. Nun weihte ich sie in die Geschichte meines Lebens auf dem Eiland ein. Ich wollte sie in stand setzen, sich ihr Leben so angenehm wie möglich zu machen. Ich erzählte ihnen alles, was die Geschichte meines Aufenthaltes und meiner Ankunft auf der Insel betraf. Ich zeigte ihnen die Befestigungswerke, lehrte sie, wie ich mein Brot machte, wie ich mein Getreide anpflanzte und meine Trauben trocknete. Mit einem Worte, ich wies sie alles, was zu ihrem Wohlergehen erforderlich war. Ich teilte ihnen auch die Geschichte der sechzehn Spanier mit, deren Ankunft sie zu erwarten hatten. Ich übergab ihnen einen Brief an diese und nahm ihnen das Versprechen ab, sich brüderlich mit den Leuten zu vertragen. Ich schenkte ihnen dann meine Gewehre, die fünf Musketen und die drei Jagdflinten, meine drei Säbel und das eine Faß Pulver, das mir übrig geblieben war. Hierauf führte ich sie zu den Ziegenpferchen und beschrieb ihnen die Art, wie ich meine Ziegen gehalten und wie ich es angefangen hatte, nicht nur zu melken und Mastvieh zu ziehen, sondern auch Butter und Käse zu machen. So legte ich ihnen meine eigene Geschichte unverhohlen vor Augen. Schließlich gab ich ihnen die Versicherung, den Kapitän zu bestimmen, daß er ihnen noch zwei Fässer Pulver und etwas Samen von Gemüsen zurücklasse, die ich selbst sehr entbehrt hatte. Ich schenkte ihnen auch den Sack voll Erbsen, den mir der Kapitän mitgebracht hatte, und empfahl ihnen, sie auszusäen, weil sie gewiß fortkommen würden.

Am nächsten Tag nahm ich Abschied von ihnen und begab mich an Bord des Schiffes. Wir bereiteten uns sogleich vor, unter Segel zu gehen, lichteten aber erst in der Nacht die Anker.

Am Morgen, in aller Frühe, schwammen zwei der fünf Verbannten an das Schiff, beklagten sich bitterlich über die drei anderen und baten, man möge sie um Gotteswillen an Bord lassen, sonst würden sie umgebracht. Sie flehten den Kapitän inständig, sie aufzunehmen, sollten sie auch auf der Stelle gehängt werden.

Der Kapitän erwiderte, er könne ohne meine Erlaubnis nichts tun. Nach einigen Schwierigkeiten und nachdem sie auf das feierlichste Besserung gelobt hatten, nahmen wir sie an Bord. Sie wurden jedoch gepeitscht und tüchtig gezüchtigt. Sie zeigten sich später als ruhige und ordentliche Burschen.

Beim Eintreten der Flut begab ich mich im Boot an das Gestade, um den Zurückgebliebenen die versprochenen Gegenstände zu bringen. Der Kapitän hatte auf meine Verwendung noch ihre Koffer und Kleidungsstücke hinzugefügt. Sie nahmen alles dankbar in Empfang. Ihnen Mut zu machen, versprach ich ihnen, sie nicht zu vergessen. Ja, ihnen, wenn es mir nicht durchaus unmöglich sei, ein Schiff zu senden, welches sie holen sollte.

Ich sagte der Insel Lebewohl und nahm als Reliquien meine große Mütze, die ich mir aus Ziegenfell gemacht hatte, meinen Schirm und einen meiner Papageien mit. Auch vergaß ich nicht, das früher erwähnte Geld einzustecken. Es hatte so lange Zeit unnütz gelegen, daß es unscheinbar und schwarz geworden war. Erst nachdem es etwas abgerieben worden und öfters durch die Hände gegangen war, konnte man es wieder für Silber halten. Ebensowenig vergaß ich das Gold, welches ich in dem Wrack des spanischen Schiffes gefunden. So verließ ich denn meine Insel am neunzehnten Dezember des Jahres tausendsechshundertsechsundachtzig. Dieses Datum verdanke ich der Berechnung der Schiffsmannschaft. Ich hatte nicht weniger als achtundzwanzig Jahre, zwei Monate und neunzehn Tage auf der Insel zugebracht.

Ich wurde aus dieser zweiten Gefangenschaft am gleichen Tage desselben Monates befreit, an dem ich einst dem Mauren in Afrika entflohen war. Nach einer langen Reise traf ich am elften Juni tausendsechshundertsiebenundachtzig in England ein, das ich vor fünfunddreißig Jahren verlassen hatte.



Die Bilder auf Seite 12, 13, 54 und 87 sind von Karl Fahringer.

